

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1951 HEFT

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1951

2. Jahrgang

Zweites Heft – März/April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Besetztes Storchnest auf dem Kirchenschiff in Pleidelsheim (Kreis Ludwigsburg). Vgl. die Abbildungen S. 56 und 57, zwischen die sich die Aufnahme des Titelbildes einschiebt. Aufnahme G. Haas 1938.

INHALT

Frühling im Lenninger Tal	41
Die Heuneburg – ein keltischer Fürstensitz an der oberen Donau. <i>Von Adolf Rieth</i> ..	42
Leofels – eine Stauferburg im Frankenland. <i>Von Karl Schumm</i>	48
Karl Caspar, Die Gattin des Künstlers ..	53
Vom Rückgang des Storchs im deutschen Südwesten. <i>Von Friedrich Hornberger</i> ..	54
Der Storch im Volksglauben. <i>Von F. H. Schmidt-Ebhausen</i>	59
Tübingens Rahmen und Fundament. <i>Von Edwin Hennig</i>	60
Auch Pflanzenschutz ist Heimatschutz. <i>Von Hans Schwenkel</i>	63
Der Talheimer Altar	64
Zur Geschichte der Pfarrkirche in Laichingen. <i>Von Werner Fleischhauer</i>	65
Die Neugestaltung des Marktplatzes in Laichingen	65
Einkehr in einem alten Weberhaus der Laichinger Alb. <i>Von Max Lohß</i>	68
Eine Badenfahrt in den Deinach im Jahre 1688. <i>Von Ernst Rheinwald</i>	69
Wegweiser für die heimatliche Volkskunde ..	71
100 Jahre Staatsbauschule Stuttgart	72
Ludwig Finckh zum 75. Geburtstag am 21. März 1951	73
Gegen die Auswüchse der Kinoreklame. <i>Von Theodor Musper</i>	75
Der Volkskunde-Kongreß in Jugenheim ..	77
's Ka'tebritt. <i>Von Karl Hötzer</i>	77
Buchbesprechungen	78
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes	79
Hans Schwenkel 65 Jahre / Vorträge des Heimatbundes in Stuttgart / Jahreshauptversammlung in Heilbronn / Studien- und Lehrfahrten der zweiten Jahreshälfte / Noch einmal: Außenreklame in der Landschaft	

Frühling im Lenninger Tal

's ischt Früahleng! Aus em frische, grüana Gras
Dent Veigala schau ihre Köpfla schtrecka.
A d' Lercha senge, d' Erla henge schau
Voll gäle Kätzla ihre dürre Schtecka.

Ond onta, diaf em Dal, do regt se's au
Ond schteigt dia Bückel nuff voll Blüataballa,
A d' Kirsche send's ond langsam lent se älls
Wia Schnai vo ihre weiße Blättla falle.

Ond guck! Schau kommt a langer, donkler Zug
A d' Sctoara kommat jetzt ond wella seha,
Ob ihre Häusla no am alte Fleck,
Ob d' Kirscha guat für ihre Jonge schteha.

Guck, guck! Der Vadder Has kommt au derher
Ond klofft dr Häse. Guck! Etzt macht er 's Männndle.
Vom Waldrand äugt a Rehle zua mer rom
Ond d'Droschtel brengt em Früahleng 's Eischtandsschtändle.

Eugen Faber



Em Lenninger Täle, do standet viel Beim,
dia blühet so weiß wie dr Schnee;
em Lenninger Täle, do ben i drheim,
des liegt mir em Senn, ob i wach oder treim,
noch dem isch mir ällweil so weh.

So wohl ond so weh zua dr nämliche Zeit,
jo, sag bloß, wia ghot denn des zua?
So weh, denn i ben von dr Hoimet so weit,
so wohl, denn ich kenn jo koi größera Freid,
ond nirgends sonst fend i a Ruah.

En Rußland, do weht so a eisiger Wend,
der goht mir durch Mark und durch Bei.
Wer woiß, ob i hierz'land mei Grab net bald fend,
wo viel Kamerada begraba scho send,
abseits zwischa Dorna ond Stoi?

Jetzt zieht em meim Täle dr Früahleng bald ei,
ond wo ben bis do na wohl i?
Do wollt i so gern halt bei eich wieder sei!
Wenn d'Veigela duftet so süaß ond so fei –
no denket a bißle an mi!

Das Gedicht entstand am Dreikönigstag
1944; der Verfasser, aus Ulm gebürtig, ist
in der Woche darauf gefallen.



1. Die Heuneburg an der Donau, von Nordosten gesehen

Aufnahme: Urgeschichtl. Institut Tübingen

Die Heuneburg — ein keltischer Fürstensitz an der oberen Donau

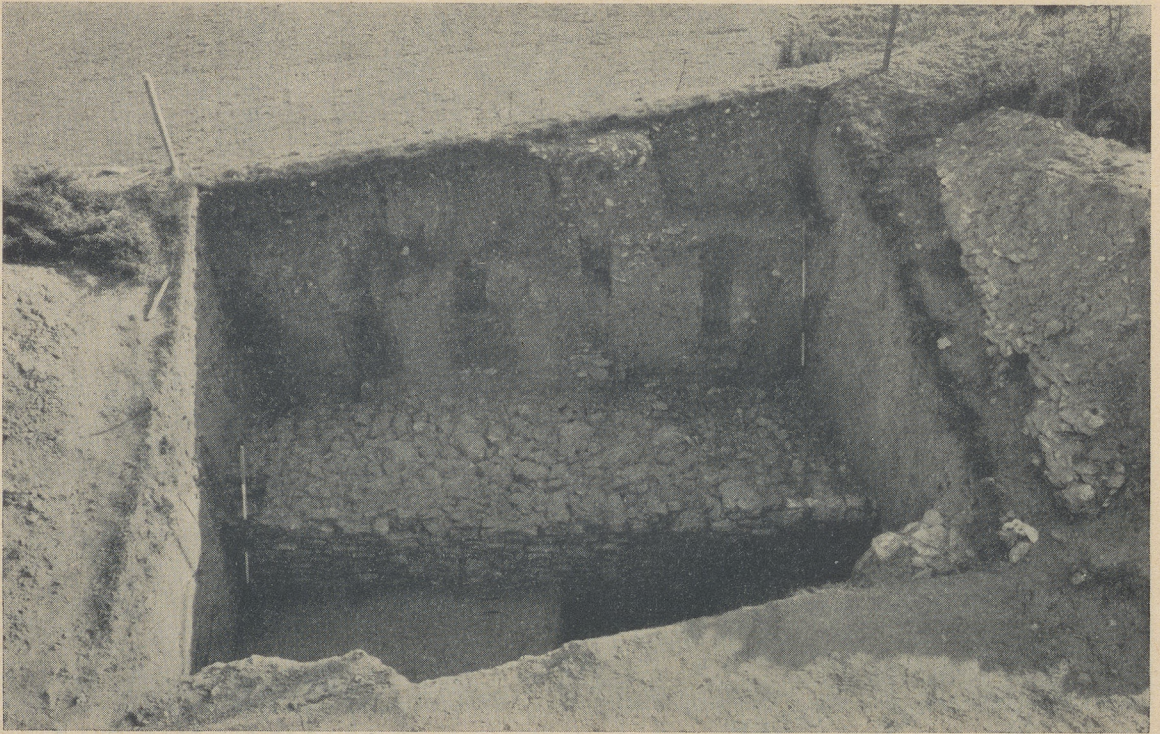
Von Adolf Rieth

Tiefgründig, schwarz und fruchtbar ist der Ackerboden auf der Hochfläche des merkwürdigen Hügels, der sich nördlich vom Talhof, zwischen Hundersingen und Binswangen, über dem weiten Donaunied erhebt. Die alte Kulturerde dieser Äcker hat schon viel Korn getragen — nicht umsonst heißt es in einer Urkunde des 16. Jahrhunderts, der „Dalhof habe sieben Jauchert Äcker auf der Heuneburg“. „Heineburg“, Hünenburg nannte man im Mittelalter diesen Hügel. Nur „Riesenkräfte“ konnten die mächtigen Gräben auf seiner Südseite ausgehoben haben.

Bei dieser Anschauung blieb es, bis im Jahre 1876 die berühmten Ausgrabungen in den Grabhügeln im nahen Wald „Gießübel“ unter Eduard Paulus d. J. begannen, die jene einmaligen Goldfunde lieferten, welche schließlich Anlaß zu der Bezeichnung „Fürstengräber“ gaben. Schon Paulus und nach ihm P. Goessler u. a. haben die Vermutung ausgesprochen, daß die „Residenz dieser Fürsten“ wohl drüben auf der nahen Heuneburg zu suchen sei.

Diese Annahme wurde durch eine kleine Grabung des Landesamts für Denkmalpflege Stuttgart im Jahre 1921 noch erhärtet. Als dann das gleichnamige Tübinger Amt die Burg im Jahre 1948 neu vermessen ließ, tauchten eine Reihe von Problemen auf, deren Lösung nur durch eine groß angelegte Untersuchung möglich war. So kam es zu der Ausgrabung des Jahres 1950, die von K. Bittel und dem Verfasser dieses Berichts geleitet wurde.

Wer einmal bei klarem Wetter oben auf der Burg stand und in die Runde schaute, wird diesen Blick nie vergessen: am Fuß des Hügels das glitzernde Band der Donau, die breite Talaue, bis vor kurzem noch belebt durch Totarme und Altwasser, dahinter die in sanften Wellen sich verlierende Moränenlandschaft Oberschwabens, überragt von dem 766 m hohen Bussen, und fern im Süden in erhabener Schönheit die Kette der Alpen, vom Berner Oberland bis zur Zugspitze. Nur nach Westen wird der Blick auf die Albhänge durch die ernste Waldkulisse des „Gießübel“ verdeckt. Nicht nur dort, sondern im ganzen Umkreis ragen die eindrucksvollen Nekropolen der späten Hallstattzeit: Baumburg, Lehenbühl, Bettelbühl und Rauher Lehen, und in den Wäldern, gen Abend versteckt, der größte unter ihnen, der einst 14 m hoch aufragende „Hohmichele“.



3. Schnitt II, mit den Pfostensetzungen der Holz-Erdemauer (Periode 2) und der Steinmauer (Periode 3). Die Mauer von Periode 1 ist hier stark zerstört.

Aufnahme: Schmiege-Riedlingen

Als wir im Juli letzten Jahres die beiden schon erwähnten Schnitte zogen, ahnten wir nicht, daß wir ein ganzes System von übereinanderliegenden Fortifikationslinien anschneiden würden. Zunächst stießen wir unmittelbar unter der dünnen Humusdecke auf die Ruine einer ursprünglich 4,2 m breiten Trockenmauer aus Kalksteinen, die auf einer dicken Lage gelben Lehms erstellt war. Die Frage der zu dieser Mauer gehörigen Holzkonstruktion ist noch nicht geklärt. (Die nach innen zu verstärkten Mauerblöcke wurden auch in Schnitt IV angetroffen). Dieser jüngsten Mauer (Periode 1) läßt sich eine Kulturschicht der Früh-Latènezeit eindeutig zuordnen. Unter dieser Befestigung liegen die Pfostenlöcher einer Holz-Erdemauer (Periode 2), wie sie der Konstruktion nach in Mitteleuropa schon seit der späten Bronzezeit bekannt ist. Sie hat etwa dieselbe Breite wie die Früh-Latènemauer und bestand aus zwei plankenverschalteten Fronten mächtiger Holzpfosten, die durch Querbalken miteinander verbunden waren, so daß ein richtiges Kastenwerk entstand, das mit Lehm und kleinen Kalksteinen ausgefüllt war. Diese Holz-Erdemauer, die feuerempfindlich gewesen sein muß, ist, wie zahlreiche Brandspuren zeigen, durch

Feuer untergegangen. Sie wurde nach der Katastrophe in weniger starker Form wieder aufgeführt und gehört, nach den zahlreichen keramischen Einschlüssen, der letzten Phase der späten Hallstattzeit an (Abb. 3).

Die größte Überraschung sollten wir aber erleben, als wir, zuerst in Schnitt III, dann aber auch in Schnitt II, eine tadellose, im Winkel gesetzte Trockenmauer aus Bruchsteinen unter den Resten der Holz-Erdemauer antrafen. Der Steinsockel ist rund 3 m breit und in Schnitt II erreicht er eine Höhe von 1,4 m. Die Weiß-Jurasteine zeigen an den Fronten und auf den Lagerflächen Spuren von Bearbeitung und sind mit größter Sorgfalt verlegt. Das Steinmaterial wurde in der Nähe des Dollhofes gebrochen und mußte auf Wagen über eine Strecke von rund 6 km transportiert werden. – Der steinerne Sockel trug einen Aufbau aus gestochenen, luftgetrockneten Lehmplacken, mit Zwischenlagen aus grauem Lehm-schlicker, der als Bindemittel gedient hat. Die einzelnen „Ziegel“ haben eine Größe von rund 40×40 cm und sind in den Umrissen deutlich sichtbar. Wie hoch dieser, gegen die Einwirkung eines feuchten Klimas sehr empfindliche Lehm-bau geführt war, vermögen

wir noch nicht genau anzugeben. Auf alle Fälle berührt er als Oberbau einer Burgmauer in unserer Gegend fremdartig.

Alle unsere Erwartungen wurden aber schließlich übertroffen, als wir in Schnitt III die Fundamente einer turmartigen Bastion freilegen konnten, die mit einem Steinsockel in rechtem Winkel 7,5 m über die Maueraußenfront vorspringt (Abb. 4). Auch hier bestand der Oberbau, der einst einen Innenraum umschloß, aus Lehmplacken, die aber hier offenbar durch Holzverschalungen abgestützt waren. Der wahrscheinlich nicht sehr hohe Turm muß schließlich mit Lehm zugeschüttet und in eine feste Bastion verwandelt worden sein. Dabei wurden im Inneren eine Reihe ganzer Gefäße aufgedeckt, die wir, noch auf der alten Bodenfläche stehend, im Zusammenhang angetroffen haben. Sie ermöglichen uns mit anderen Scherben auch die Datierung dieser dritten Befestigung in die späte Hallstattzeit.

Diese turmbewehrte Steinmauer stellt eine architektonische Leistung dar, wie man sie bisher nördlich der Alpen noch nicht gekannt hat. Hier spürt man in der Tat den überlegen planenden Willen einer originalen Persönlichkeit, eines Baumeisters, der südliche oder südöstliche Mauervorbilder gekannt haben muß und vielleicht sogar in jenen Gegenden gelernt hat, um dann im Dienste eines keltischen Fürsten auf der Heuneburg ein gewaltiges Werk aufzuführen, dessen Vollendung wohl nur durch die harte Schanzarbeit einer zur Fron gezwungenen Volksmasse gelingen konnte. Und trotz dieser Anstrengungen sollte der Lehmaufbau dieser gegen Feuer unempfindlichen Mauer eine Fehlkonstruktion sein: Regen und Schnee verwandelten die Lehmplacken in niederschlagsreichen Jahren in eine plastische Masse, die zum Versturz neigte. Kein Wunder, daß man in der nächstfolgenden Zeit die Befestigung wieder – alter Tradition getreu – als Holz-Erdemauer aufgeführt hat.

Aber auch unter Mauer 3 ist der gewachsene Boden noch nicht erreicht. Durch Abteufen eines Schachtes stellten wir fest, daß unter der Periode 3 – künstliche Aufschüttungen von mindestens 4 m Mächtigkeit liegen, die sehr wohl Reste von noch älteren Befestigungen der Hallstattzeit enthalten können.

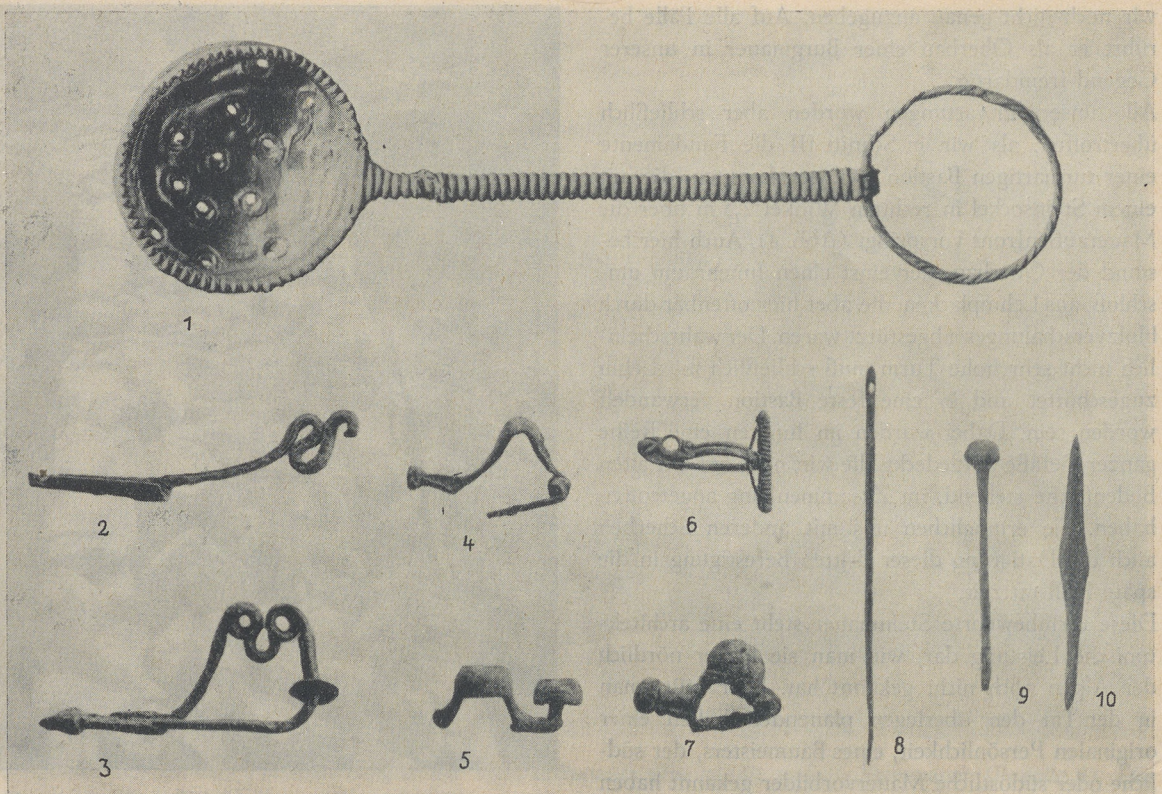
Unsere Grabung im Innern der Burg hat noch keine wirklichen Wohnquartiere angeschnitten. Trotzdem verfügen wir schon über eine Fülle von Kleinfunden aus Metall und Ton, aus Bernstein, Knochen und Lignit. Der schönste Fund, der uns gelang, ist ein zierlicher goldener Sieblöffel (Länge 10,7 cm), der zeitlich etwa den goldenen Stirnreifen aus den Für-



4. Die südliche Flankenmauer des „Turms“ in Schnitt III
Aufnahme: Urgeschichtl. Institut Tübingen

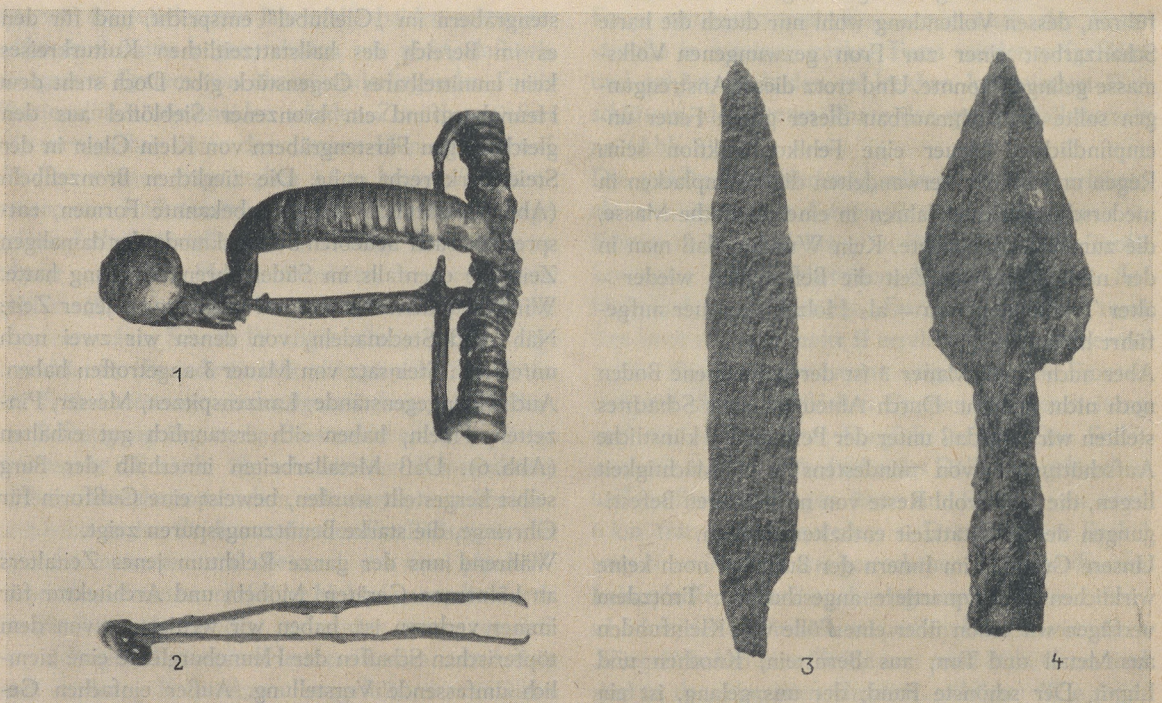
stengräbern im „Gießübel“ entspricht, und für den es im Bereich des hallstattzeitlichen Kulturkreises kein unmittelbares Gegenstück gibt. Doch steht dem Heuneburgfund ein bronzener Sieblöffel aus den gleichaltrigen Fürstengräbern von Klein Glein in der Steiermark recht nahe. Die zierlichen Bronzefibeln (Abb. 5), darunter einige unbekannte Formen, entsprechen einer beliebten Schmuckmode der damaligen Zeit, die ebenfalls im Süden ihren Ursprung hatte. Wir bewundern die zarten Nadelformen jener Zeit: Näh- und Stecknadeln, von denen wir zwei noch unter dem Steinsatz von Mauer 3 angetroffen haben. Auch Eisengegenstände, Lanzenspitzen, Messer, Pinzetten, Fibeln, haben sich erstaunlich gut erhalten (Abb. 6). Daß Metallarbeiten innerhalb der Burg selbst hergestellt wurden, beweist eine Gußform für Ohringe, die starke Benützungsspuren zeigt.

Während uns der ganze Reichtum jenes Zeitalters an hölzernen Geräten, Möbeln und Architektur für immer verloren ist, haben wir wenigstens von dem töpferischen Schaffen der Heuneburgleute eine ziemlich umfassende Vorstellung. Außer einfachen Gebrauchsformen (Abb. 7) ist die weißgrundige, rot und braun bemalte Keramik der Späthallstattzeit



5. Einzelfunde aus Metall: 1 Goldlöffel, 2-6 Bronzefibeln der Späthallstattzeit, 7 Fibel der Früh Latènezeit, 8, 9 Nadeln, 10 Knochenpfriemen (2-10 $\frac{2}{3}$ nat. Größe)

Aufnahme: Hell-Tübingen



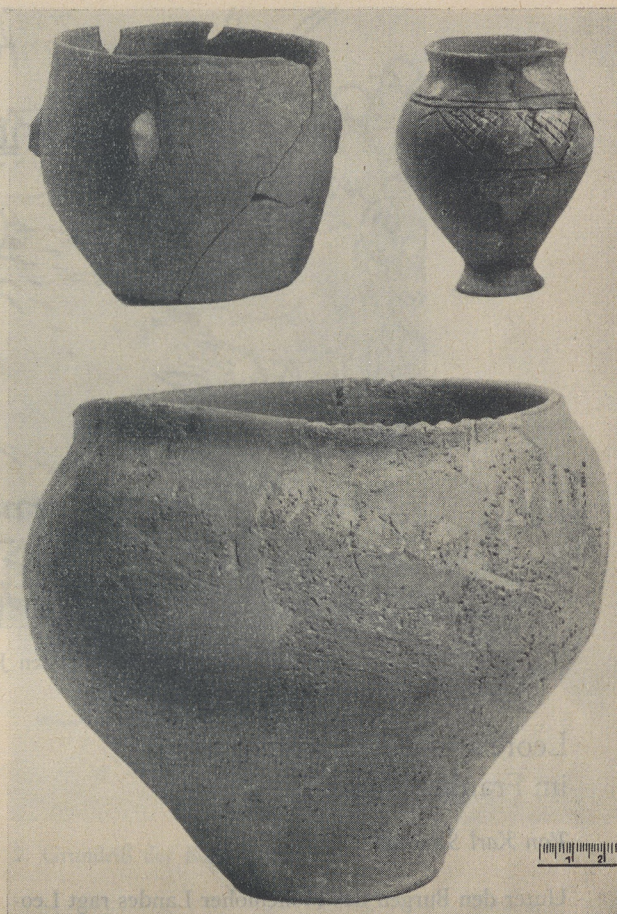
6. Eisensfunde von der Heuneburg: 1 Eisenfibel mit Bronzeinlagen, 2 Pinzette, 3 Messer, 4 Lanzen Spitze (2-4 ca. $\frac{1}{2}$ nat. Größe)

Aufnahme: Hell-Tübingen

stark vertreten. Neben der datierenden Bedeutung gibt uns dieses bunte Geschirr einen guten Eindruck von dem farbenfrohen Geschmack jener Menschen. – Es begleitet die Befestigungen der Perioden 3 und 2, während die zu Periode 1 gehörende Keramik in Stil und Technik einen stark abweichenden, monotonen Charakter zeigt. Sie ist zum Teil schon auf der Töpferscheibe hergestellt und weist die typischen Merkmale der Früh-Latènezeit auf (Abb. 8). Wir hatten das Glück, zusammen mit dieser Früh-Latène-ware, eine schwarzgegrün glasierte Scherbe eines unteritalischen Gefäßes zu finden, das zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. in einer campanischen Werkstatt entstanden ist. Die Handelsverbindungen mit dem Süden waren rege und vielleicht hat man so kostbare Gefäße, wie sie hier und im Kleinaspergle bei Ludwigsburg gefunden wurden, auch mit „Sklaven“ bezahlt. Daneben muß der Reichtum jener Herren an Vieh beträchtlich gewesen sein, wie die zahlreichen Reste von Rindern, Pferden und Schweinen auf der Heuneburg lehren, und in friedlichen Zeiten mögen diese keltischen Fürsten hier in großem Stil Hof gehalten haben. Mit der letzten Zerstörung der Anlage in der Früh-Latèneperiode endet die große Zeit der Heuneburg. (Einzelne Scherben deuten an, daß in römischer Zeit hier noch eine kleinere Siedlung bestand).

Die von uns erkannten Befestigungslinien, die jeweils völlige Neubauten nach vorausgehender Zerstörung des Älteren darstellen, reden eine deutliche Sprache, daß die Zeiten zwischen dem 6. und 4. Jahrhundert v. Chr. keineswegs immer friedlicher Natur waren. Das bezeugen auch einige menschliche Skelettreste, die wir im Innern antrafen. Ob sich diese dreimalige Einnahme der Burg im Verlauf von Stammesfehden abspielte, wie wir sie aus dem Gallien der cäsarischen Zeit kennen, bleibt ungewiß. – Auch die Herren von der Heuneburg waren Kelten, nach einer Nachricht Herodots um 420 v. Chr., der den „Ursprung der Donau im Keltenland“ angibt. Um diese Zeit muß die Herrlichkeit der Heuneburg zu Ende gegangen sein und gerade in diesen Jahrzehnten nehmen auch die Keltenzüge ihren Anfang, die über die mittleren Alpenpässe vorstoßend, bald die italienische Welt erschüttern sollten – jene Welt im Süden, die auch die Herren der Heuneburg wohl vom Hörensagen kannten, das Sonnenland hinter den hohen Schneebergen, die an hellen föhnigen Tagen gen Mittag hervortraten, das Land, von dem man vielleicht sprach und sang, wenn trübe Winternebel die Donauheimat verhüllten.

Aufnahmen 7 und 8: Hell-Tübingen



7. Gebrauchskeramik der späten Hallstattzeit



8. Gedrehter Standring einer Tonflasche der Früh Latènezeit



1. Burg Leofels, aus den Jagdbezirkskarten um 1607

Leofels — eine Stauferburg im Frankenland

Von Karl Schumm

Unter den Burgen des Hohenloher Landes ragt Leofels besonders hervor. Eindrucksvoll steht sie zwischen Kirchberg und Langenburg über dem dort einsamen und lieblichen Jagsttal.

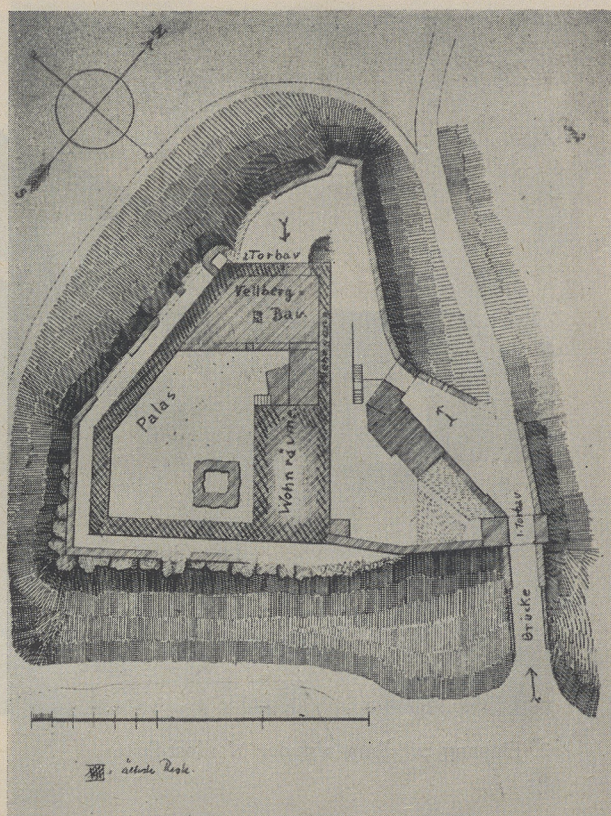
Die Burg war wohl erhalten, bis ein Blitzstrahl in der Mitte des letzten Jahrhunderts einen großen Teil der Burganlage zerstörte. Da der Aufbau und die Restaurierung keinen Vorteil boten, wurden 1864 die Ziegel auf den Dächern und die Holzteile der Inneneinrichtung im öffentlichen Aufstreich verkauft.

Das Urkundenmaterial über die Erbauung der Burg ist sehr spärlich. Verhältnismäßig viel wissen wir jedoch von einer Anlage im mittleren Jagsttal, der Burg Krautheim. Im Tal liegt die Ursiedlung, Dorf Krautheim, mit der Mutterkirche der umgebenden Orte. Nach diesem Dorf nannte sich ein adeliges Geschlecht, das uns in der Geschichte unseres Landes vielfach begegnet. Der Burgenbau in Krautheim muß im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erfolgt sein. 1225 erscheint dort ein Steinmetz Richard aus Hall. Die Burg Leofels hat so unverkennbare Ähnlichkeiten mit Krautheim, daß ein Zusammenhang zwischen beiden anzunehmen ist. Auch Leofels wird zur Zeit Friedrichs II. entstanden sein.

Die Staufer stützten sich bekanntlich zur politischen Organisation ihres Haus- und Erbgutes auf den Adel und förderten den Burgenbau durch Verleihung von Königsgut. So schufen sich die Edelfreien, die Nachfahren der Gaugrafen, mächtige Stützpunkte zur Stärkung ihrer Herrschaft. Die Hohenlohe bauten Weikersheim, Langenburg und Waldenburg aus. Die aus dem Dorfadel stammenden Familien zogen von der Ortsburg auf die Höhe. Im Kochertal z. B. bauten die Bachen von Döttingen den Bachenstein, die Stetten errichteten Schloß Stetten, von der alten Gabel im Tale des Michelbachs zogen die Gabelstein auf die Burg gleichen Namens. Zur selben Zeit entstanden auch die Burgen des Dienstadels; für sie ist die Burganlage ohne eine dazugehörige Dorfsiedlung kennzeichnend. Solche Gründungen sind zahlreich; im Raum um Leofels ist Tierberg das klarste Beispiel. Zwischen all diesen Burgen liegen aber noch solche, die nur der Reichspolitik dienten und die mit einem Beamten des Reiches besetzt wurden. Charakteristisch für sie ist, daß man keine Adelsfamilie mit dem Burgnamen kennt und ihr Besitz dauernd zwischen den einzelnen Dienstadelsfamilien wechselt.

In diese Reihe ist Leofels zu stellen. Die Burg wurde nicht durch die Initiative eines Orstsadligen gegründet; der Ort Leofels entstand erst im Anschluß an die Burg. In den beiden benachbarten Burgen Morstein und Tierberg, die auch ohne Dorfsiedlungen erbaut wurden, gibt es einen Adel gleichen Namens

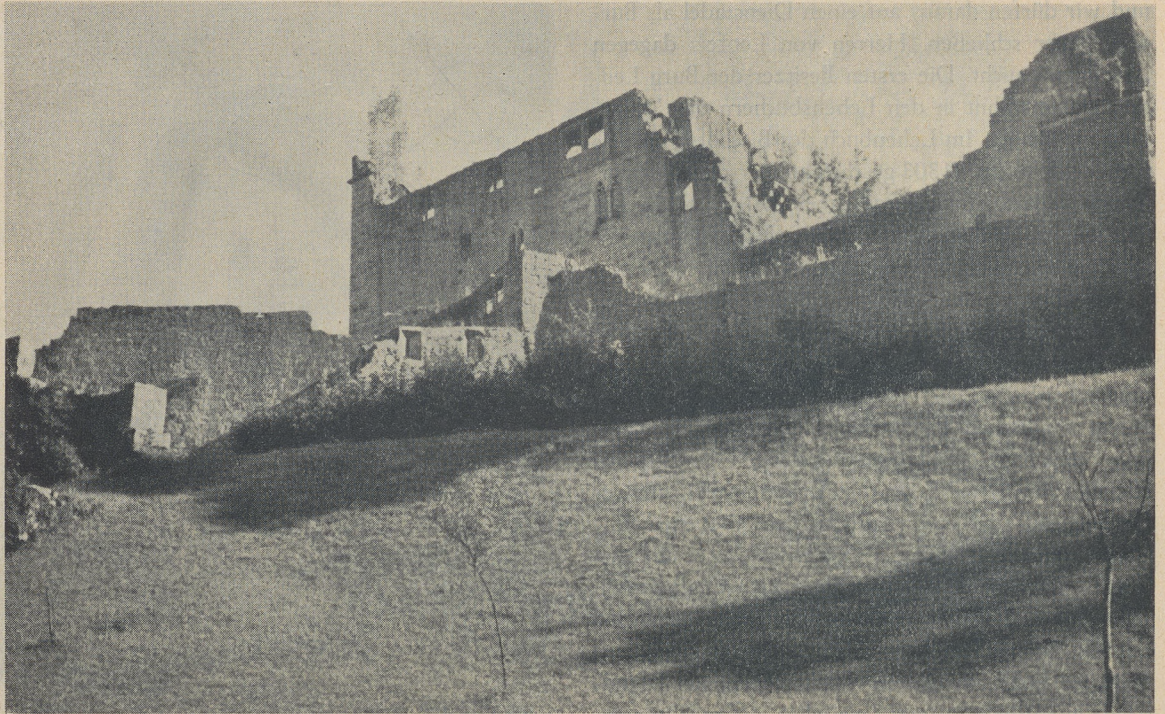
und wir dürfen daraus auf einen Dienstadel als Burgenerbauer schließen. Herren von Leofels dagegen kennen wir nicht. Die ersten Besitzer der Burg Leofels sind erwähnt in den Lehenbüchern der Würzburger Bischöfe. Im Lehenbuch des Bischofs Andreas von Gundelfingen (1303 geschrieben) erscheint Lupoldus de Wiltingen als Burginhaber. Diese Familie finden wir im Umkreis der Reichsstadt Rotenburg, die als staufischer Verwaltungsmittelpunkt eine Reihe von Beamtenfamilien an sich zog. Sie gehörte zu den Reichsbütigern, einem Beamtenadel, dessen Aufgabe die Überwachung des Reichsgutes war, eine ausgesprochen staufische Beamtenkategorie. Diese aus einem staufischen Beamtenadel entstandenen Familien treten nach dem Untergang der Staufer als selbständige Burgenbesitzer der Reichsburgen unserer Gegend auf, und zwar auf Burgen, die ehemalige Verwaltungssitze waren. Der Besitzwechsel auf den Burgen ist sehr häufig, da diese ursprünglich kein Familienbesitz waren. 1314 bewohnt ein Hehenried Leofels. Die als Familiensitz zu weitläufige Burg kam 1333 an Graf Ulrich von Württemberg als Pfandschaft auf Wiederlösung. Zweifellos wollte Württemberg damit einen Stützpunkt seiner Territorialpolitik schaffen, da es in den folgenden Jahren verschiedene Grundrechte in den umliegenden Ortschaften erwarb. Graf Ulrich, der auch die fränkische Landvogtei Wimpfen innehatte, versuchte von hier aus die territoriale Festigung des Gebietes der Reichsstadt Hall einzudämmen. 1352 kommt es zu Streitigkeiten zwischen Württemberg und Hall wegen der Landhege der Reichsstadt, die in diesem Zusammenhang zum ersten Male erwähnt wird. Nach den gescheiterten Bemühungen Württembergs und nachdem Leofels infolge der Nichteinlösung der Pfandschaft mit allen Rechten an Württemberg gefallen war, kam dieses, wiederum durch einen Verkauf auf Wiederlösung an die Herren von Vellberg, und zwar als ein 1468 von Württemberg erhaltenes Lehen. 1515 kommt es zu einer Belagerung in einer nachbarlichen Fehde, die der Hällische Chronist Herold zu erzählen weiß. Die Herren von Vellberg bauten die Burg als Familiensitz aus; der letzte Angehörige, Conz von Vellberg, starb 1592 ohne männliche Erben. Darauf verließ 1595 Württemberg die Burg an Graf Wolfgang von Hohenlohe. Hohenlohe errichtete 1637 auf ihr ein Unteramt der Herrschaft Langenburg. Nach der Landesteilung von 1701 kam Leofels an Hohenlohe-Kirchberg, nach dem Aussterben dieser Linie 1861 an Hohenlohe-Langenburg. Nachdem bereits 1707 durch einen Blitzschlag wesentliche Teile der Burg, vor allem auch der Bergfried beschädigt waren, wurde



2. Grundriß der Burg Leofels

1864 der Abbruch der Burg wegen Baufälligkeit eingeleitet.

Wie ist uns das äußere Erscheinungsbild der Burg erhalten? Die Bilder in der Heroldschen Chronik aus dem 16. Jahrhundert sind kaum brauchbar. Das wirklichkeitsnaheste Bild finden wir in einem Kartenwerk, das im Auftrage des Grafen Wolfgang von Hohenlohe (1546–1610) aus Anlaß einer Wildbannbeschreibung gefertigt wurde (Hohenlohe-Archiv Neuenstein). Auf der Karte ist die Burg Leofels inmitten ihres Jagdbezirkes eingezeichnet, richtig und klar, wie wir sie heute noch konstruieren können (Abb. 1). Der Weg zur Burg führt nicht in gerader Linie, wie es sonst in der Gegend üblich ist, auf die Schildmauer zu, diese mit einem Tor durchbrechend, sondern er geht innerhalb einer Ringmauer um die Burg herum. Erst an der äußersten Bergspitze deckte eine zweite Toranlage den Burgeingang. Auf der Karte von 1607 ist über diesem Eingangstor ein Wohngebäude errichtet, von dem ein Gang zu dem alten Burggebäude führt. Inmitten der Burg, nicht in die Abwehrlanlage der Schildmauer und des Torgebäudes einbezogen, liegt der Bergfried.



3. Eingang zur Burg auf der Nordost-Seite

Aufnahme: Balluff

Neben den Verteidigungsanlagen, der Ringmauer, den Mantel- und Torbauten und dem Bergfried, heben sich drei Bauwerke ab. Zwei davon gehören nach ihrer baulichen Eigenart (Mauerwerk) und den architektonischen Formen dem beginnenden 13. Jahrhundert, der Zeit Kaiser Friedrichs II. an: ein Palasbau im Süden und ein Wohnbau im Norden. Ein dritter im Westen liegender Bau stammt aus einer späteren Periode.

Die alte Hohenstaufenburg – wir dürfen sie nach unseren Schilderungen und historischen Ableitungen so benennen – umfaßt folgende Anlagen:

Der Weg zur Burg führt durch eine selbständige Verteidigungsanlage, bestehend aus einem Vorbau und einer Zugbrücke, über den Halsgraben zwischen zwei Umfassungsmauern, die von dem Mantelgang der Burg eingesehen werden können, auf die äußerste, dem Eingang gegenüber liegende enge Spitze des Talspornes. Hier wendet sich der Weg von Osten nach Westen und wird durch einen zweiten Torbau abgeschlossen. Dahinter liegt der außerordentlich schmale Burghof, der von dem Wohn- und Palasbau im Norden und Süden und im Osten vom isoliert stehenden Bergfried gebildet wird. Damit haben wir die ursprüngliche Burganlage. Sie entspricht den Raumverteilungen in der nahegelegenen Burg Schloß

Stetten. Im strategischen Aufbau aber sind die Verhältnisse anders. Stetten zeigt ein einfaches Schema, das ich, nach anderen Vergleichen aus unserer Gegend, als die Burganlage des wenig begüterten Dorf- und Beamtenadels bezeichnen möchte.

Die Verteidigungsanlagen in Leofels sind komplizierter, meisterhafter. Die gefährdetste Stelle der Burg gegen die Ebene hin ist vollständig durch den Mantel abgeschlossen. Unter seinem Schutz führt im Norden ein ummauerter Zugang zur Burg, der im Westen in entgegengesetzter Richtung den Haupttorbau erreicht. Diese Anlage, heute noch sichtbar ausgeprägt in den Neckarburgen Guttenberg und Hornberg erhalten, konnte sich im Allgemeinen nur ein begüterter Edelfreier oder der Bauherr einer Reichsburg leisten. In Leofels geben die den Hof bildenden Gebäude an Hand der wenigen aber eindrucksvollen Zierformen Aufschluß über die Zeit ihrer Entstehung. E. Gradmann hat die Einzelheiten dieser Formen in seinem Inventar der Kunst- und Altertumsdenkmale des Jagdkreises ausführlich besprochen.

Der südliche Bau ist nur noch in den Fensterdurchbrüchen des Burgmantels und den Aussparungen der Balkenauflagen im Mauerwerk zu ahnen. Die Fensterreihe in edelster Architekturform ausgebildet und mit besonders zierlichen (zwei achtseitigen und einer run-

den) Zwischensäulen geschmückt, weist eindeutig auf den staufischen Palas hin – ein Gebäude, das nur den Repräsentationssaal enthielt und nur aus dem Gedanken der würdigen Vertretung einer wirklichen Macht entstanden sein kann. Diesen Palas findet man nur in Stauferburgen, in Burgen, die die staufische Reichsidee in ihrer politischen und geistigen Ausprägung zu vertreten hatten. Unter der Vielzahl unserer Burgen sind nur wenige aus diesem Geiste geschaffen. Wir kennen in unserer Gegend nur noch Krautheim an der Jagst; doch stehen die beiden in einer Reihe mit den Burgen dem nordfränkisch-thüringischen Raum entlang, von der Rheinpfalz bis ins Egerland, im Elsaß und mit den am reichsten ausgeschmückten Burgen Friedrichs II. in Italien.

Der nördliche Bau reicht ebenfalls – wie Mauerwerk und Fensterformen beweisen – in die Erbauungszeit der Burg zurück; er hatte eine andere Bestimmung. Bodo Ebhard und E. Gradmann bezeichnen ihn als zweiten Palas. Wenn man unter diesem Begriff alle Wohnbauten zusammenfaßt, stimmt dies. Wir fassen den zweiten Leofelser Bau als reinen Wohnbau. Seinen Aufbau können wir der Karte von 1607 entnehmen. Vom Torbau im Westen führt ein Wehrgang, der zugleich den Weg zur Burg deckt, in den Wohnstock. Das Untergeschoß diente allein der wirtschaftlichen Nutzung. Auch dieser Wohnbau hat Zierfenster, die durch zierliche Mittelsäulen gegliedert sind.

Zur alten Burganlage gehört noch der Bergfried. Er ist nur als Mauerstumpf erhalten. Das Mauerwerk an seiner Basis ist im Fischgrätmuster aufgeführt. Er ist – charakteristisch für die über den Rahmen unserer zahlreichen kleinen Burgen hinausgehenden Wehrbauten – nicht unmittelbar in die Verteidigungsanlage eingebaut, sondern steht isoliert im Burghof.

Alle anderen noch heute wahrnehmbaren Gebäude Teile der Burg Leofels gehören späteren Zeiten an. Die staufische Burg wurde vom 15. Jahrhundert ab zu einem Adelswohnsitz umgebaut.

Bereits 1322 wurde außerhalb der Ringmauer, da wo das jetzige Försterhaus steht, eine Kapelle erbaut, die aber mit der Burgkapelle nichts zu tun hatte.

1409 ziehen die Vellberger in die Burg ein. Ob der Palas dazumal bereits zerstört war, ist nicht festzustellen; anzunehmen ist es, da der nun folgende Neubau mitten in die Fensterreihe des Palas vorstieß. Jedenfalls war der repräsentative Bau zum Umbau für Wohnzwecke ungeeignet. Auf den Torbau im Westen wurde eine Wohnung aufgestockt, auch die Verteidigungsanlagen wurden den Bedürfnissen der Zeit angepaßt.



4. Burghof. Rechts: Wohngebäude; links: Palaswand; auf den Bogen wurde der Vellbergbau errichtet. Aufnahme: Balluff

Vor dem Abbruch im Jahre 1864 hat ein hohenlohischer Beamter namens Fortenbach eine einfache Bauaufnahme gemacht. In Verbindung mit den Bildern aus dem 18. Jahrhundert können wir uns eine Vorstellung des neuzeitlichen Baues machen. Das Erdgeschoß ruhte auf mächtigen Steinbögen, die den Eingang in den Hof freilassen. Es scheinen drei Stockwerke aufgesetzt worden zu sein, wobei der Raum, der sich an den Palas anlehnte, der Kapellenraum gewesen sein muß. Er war mit Wandbildern reich ausgemalt (Judas Verrat, Maria mit sieben Schwertern im Herzen, Gedächtnisbilder der verstorbenen Herren von Vellberg). Das nächste Stockwerk umfaßte ebenfalls zwei Räume, einen Saal und eine Kammer. Der Saal enthielt eine „gewölbte Holzdecke“, deren vorstehende Balken mit flachgeschnitzten Wappen der Lehensherrschaft und der Familie von Vellberg verziert waren (heute aufbewahrt im Hohenlohe Museum Neuenstein). Das Dachgeschoß ist als Fruchtspeicher bezeichnet. Dabei lagen nach dem Hofe zu zwei Kammern, in einer davon konnte man die Jah-



5. Palaswand

Aufnahme: Müller

reszahl 1421 lesen. Diese Zahl stimmt mit dem vellbergischen Umbau überein.

Auch der nördliche Wohnbau der staufischen Burg wurde im Innern umgebaut. Ein noch aufgesetzter Stock wurde in Fachwerkkonstruktion ausgeführt. Das dort nordöstlich liegende Zimmer hieß das Pfaffenstüble und war mit „Wandgemälden“ geziert. Die Herren von Vellberg haben an ihrem Torbau, man könnte ihn den „Vellbergischen“ nennen, immer wieder Veränderungen getroffen. Die Jahreszahl am Eingangstor, 1481, wird den Abschluß andeuten.

Der Abbruch der Burg im Jahre 1864 mag bedauert werden. Was dazumal zerstört wurde, betraf aber nicht ihren staufischen Teil. Mit der Errichtung des Vellbergischen Baues im 15. Jahrhundert war dessen Schicksal bereits besiegelt. Die Herren von Vellberg konnten nicht repräsentieren; ihre Stellung, ihr Vermögen und die Zeitumstände boten nicht mehr die notwendigen Voraussetzungen dafür. Sie mußten und wollten nur wohnen. Die jetzige Form als Ruine vermittelt uns die staufische Tradition besser als es ein um 1500 umgebaute Adelssitz vermag. Die Idee und die Größe des staufischen Jahrhunderts spricht aus diesen Formen europäischer Kunst, und wer in der Einsamkeit des Burghofes steht, durch die Fenster des Palas die Wolken ziehen sieht und unter sich die Buchenwälder rauschen hört, der wird ergriffen von der Vergangenheit und der Offenbarung des Geistes einer der größten Epochen deutscher Geschichte.

Zu nebenstehendem Bild: KARL CASPAR: DIE GATTIN DES KÜNSTLERS

Vor kurzem veranstaltete die Württ. Staatsgalerie in Stuttgart eine Caspar-Ausstellung, aus der wir das Bildnis von Maria Caspar-Filser, gemalt im Jahre 1916 von ihrem Mann Karl Caspar, zur Abbildung bringen.

Karl Caspar wurde 1879 in Friedrichshafen und Maria Caspar-Filser 1878 in Riedlingen geboren. Schon um die Jahrhundertwende übersiedelte der Künstler anschließend an sein Stuttgarter Studium nach München, wo er von 1922 ab als Professor an der Akademie tätig war. Heute lebt das Ehepaar in Brannenburg in der Nähe des Wendelsteins.

Während viele Maler der Gegenwart in einem kritischen Verhältnis zu Mensch und Zeit stehen, hält Karl Caspar den Glauben an eine positive Tradition aufrecht, was nicht nur in seinem Leben, sondern

auch in seiner weithin religiösen Kunst zum Ausdruck kommt. Eines seiner schönsten Gemälde, das hier abgebildete, stellt seine Frau dar, die ihr Leben ebenfalls der Malerei gewidmet hat. Vielleicht werden einmal spätere Geschlechter in diesem Bild ein Beweismittel dafür sehen, daß auch im 20. Jahrhundert ein adliger schwäbischer Frauentypus, wie wir ihn aus der altschwäbischen Kunst kennen, noch nicht ausgestorben war. Die Anregungen, die der Künstler von der französischen Malerei empfangt, sind hier in eine eigene, eben die schwäbische Sprache übertragen, und was dort nur Charme und Sinnlichkeit wäre, ist hier zu warmem Gefühl und Betonung des Seelischen geworden. Es ist eine Auffassung der Frau, die uns weithin abhanden gekommen ist, an die aber immer wieder erinnert werden sollte.



Vom Rückgang des Storchs im deutschen Südwesten

Von Friedrich Hornberger

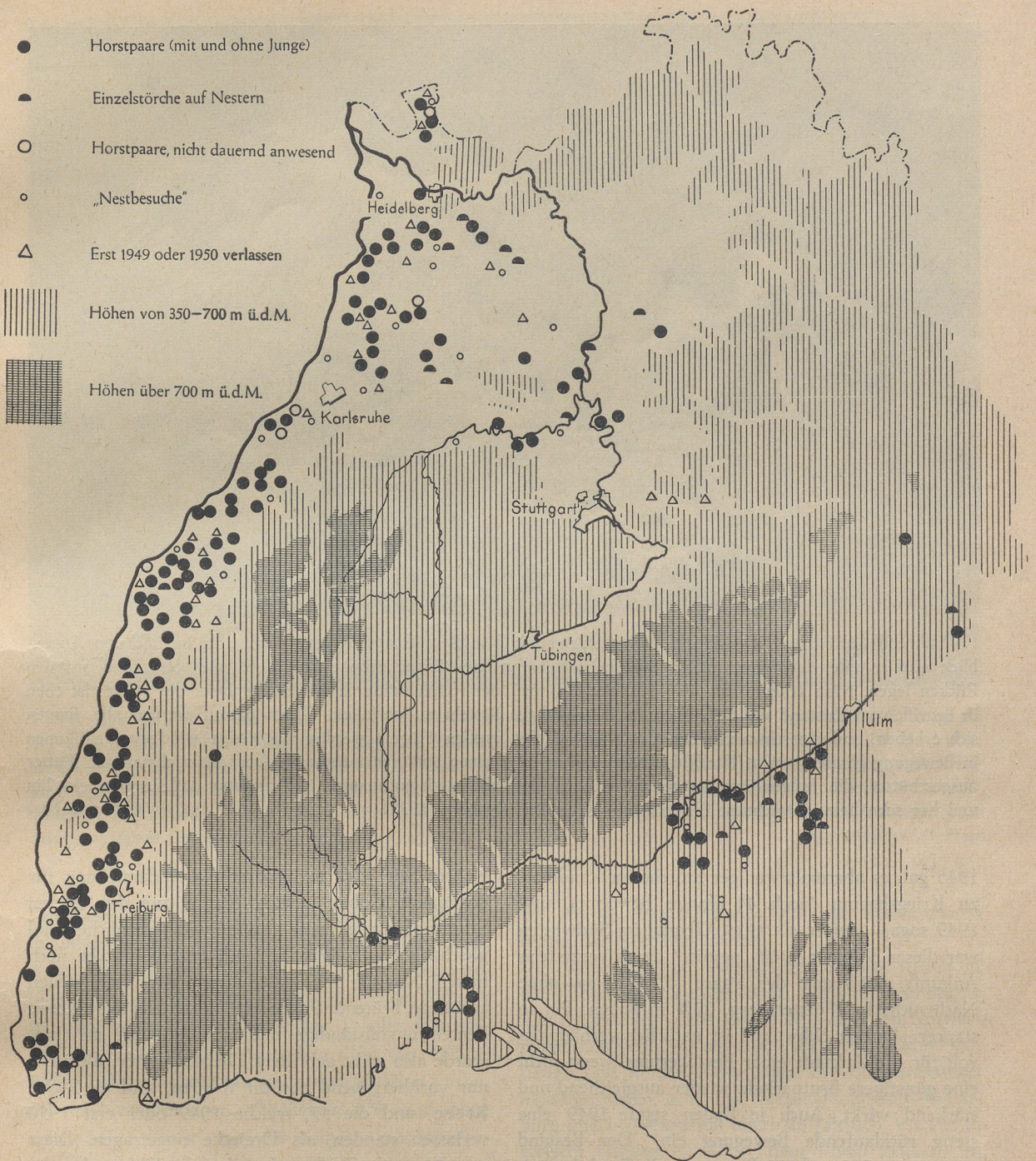
Die nebenstehende Karte ist ein Versuch. Der Versuch nämlich, die Abhängigkeit eines Tieres von Gegebenheiten der Umwelt – hier von der Höhenlage – mit einfachsten zeichnerischen Mitteln darzustellen. Wie es zu diesem Versuch kam?

Der Hausstorch oder Weiße Storch, wie die Zoologen ihn zum Unterschied vom Schwarzen nennen, gehört zu den bekanntesten Gestalten der heimatischen Tierwelt. An 35 000 Paare lebten im alten Deutschland, d. h. in dem vor dem zweiten Weltkriege. Und dennoch blieb die Lebensgeschichte dieses großen Vogels voll ungelöster Fragen. Bis auf den heutigen Tag! Sieben volle Monate bleiben die Störche unserer Beobachtung entrückt. Sie verschwinden im August und kehren erst im März wieder. Was sich auf dem Zuge ins Winterquartier – immerhin 10 000 km! – und dort selbst abspielt, das ist bisher fast so dunkel geblieben wie uns der Erdteil erscheint, in dem sie sich so lange aufhalten. Wenn wir die Storchrätsel lösen wollen, müssen wir, wohl oder übel, „daheim“ anfangen: wir müssen zunächst den Brutbestand genau unter die Lupe nehmen!

Früher kümmerte man sich wenig um die Zahl der Störche. Diese Mitbewohner der Häuser, Kirchen und Türme waren eben da, und sie kamen regelmäßig wieder. Erst als sie in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg ganz auffällig aus dem Bild der Heimat verschwanden, ging ein Verwundern durch das Land. Zuerst durch die Reihen der aufmerksamen Vogelkundigen. Dann aber auch aller Menschen, die die Vorgänge in der Natur beobachteten und sich Gedanken darüber machten.

Sollte denn unser vertrauter Hausvogel, der mit so viel Romantik umrankte, bei uns zum Aussterben verurteilt sein? Etwa wie offenkundig der Steinadler und andere Tiere der deutschen Heimat! Wohl war die Vermutung möglich, der mordende Krieg könnte die Abnahme so auffallender Wesen wie der Störche irgendwie mitbewirkt haben. Eine derartige Annahme war nur durch Zahlen zu beweisen, die in steter Folge in weiten Räumen erhoben werden mußten. Das konnte aber nicht allzu schwer sein. Kaum eine Tierart in freier Natur ist ja genauen Zählungen so leicht zugänglich wie Gevatter Storch. Jedes Kind kennt ihn. Sommer für Sommer rollt der Film seines Lebens im vollen Licht der Öffentlichkeit vor aller Augen ab.

So begann man denn besorgt, die Storchnester zu zählen und dabei besonders auf die verlassen zu achten. Zuerst 1925 in Württemberg, späterhin in Baden. Und dies war das Ergebnis: Schwarzwald und Schwäbische Alb besaßen keine Störche. Das war zu erwarten, denn Gebirge und Wald gehören nicht zum Lebensraum dieses echten Schreitvogels der Ebene. Dort war er auch früher nicht zu Hause. Leer waren auch geworden das Vorland der Alb, das obere Neckartal bis nach Nürtingen hinunter, das mittlere und obere Filstal bis zur Geislinger Steige hinauf, fast das ganze Hohenloher Land um Kocher und Jagst. Aus dem schwäbischen Allgäu und dem Schussenbecken, wo früher noch etwa ein Dutzend Paare standen, hatte Adebar sich zurückgezogen. Im Federseegebiet waren sechs Horste verwaist und nur einer besetzt, zwischen Neckar und Nagold, in der Böblinger Gegend, im Oberen und im Heckengäu 5 von 25 Horsten bewohnt. In Nordwürtemberg, z. B. im Zabergäu und um Maulbronn, war der Schwund nicht ganz so schlimm: von je 3 Paaren brütete noch eins! Auch am unteren und mittleren Neckar – bei Heilbronn und Plochingen – hatte sich ein etwas größerer Bruchteil erhalten. Nur im Rems- und im Donautal – um Schorndorf und Riedlingen – waren wenigstens mehr Horste bewohnt als verlassen: 20 von 38. Alles in allem brüteten 1925 etwa 60 Storchpaare in Württemberg. Rund 240 waren verschwunden – wenn sie den Brutplatz nicht etwa gewechselt hatten, was nicht anzunehmen ist. Die Anzahl der badischen Horstpaare, wichtig gleichsam als fester Grundstock der süddeutschen Storchbevölkerung, kennen wir leider für diesen Zeitpunkt nicht genau. Immerhin ließ sie sich aus den um 1930 beginnenden Erhebungen mit rund 180 errechnen (43% der vorhandenen Nester). Wenn sich die Verhältnisse in Baden auch nur ähnlich entwickelt haben wie im Nachbargau – und das können wir voraussetzen –, ist der Bestand stärker als 180 Paare anzunehmen: Er hielt sich weiterhin immer auf der rund vierfachen Höhe des schwäbischen und dürfte 1925 noch mindestens 240 Paare betragen haben! Der Bestand sank sodann im ganzen Südwestgebiet fast stetig zusammen. Zunächst 10 Jahre lang. Bereits 1931 betrug der Schwund im Badischen trotz der storchfreundlichen oberrheinischen Flußlandschaft mehr als 60%. Im Württembergischen erreichte er 1935 mit einer Abnahme von 35% der Familien einen ersten Tiefstand, glücklicherweise gemildert durch guten Nachwuchs: 3 Junge je Horst – eine hohe Zahl! Dann trat eine kleine Erholung ein. Sie war aber nur vorübergehend. Bei Kriegsende



Verbreitung des Weiß-Storchs 1950 in Baden und Württemberg. Die Oberrheinische Tiefebene (zu beiden Seiten des Flusses) ist ein Rückzugsgebiet des Storchs, von dem weitere Vorkommen in den Raum Neckar, obere Donau und Hegau ausstrahlen. Im gesamten Gebiet waren 1948 noch 252 Horstpaare zu verzeichnen. Diese Zahl sank bis 1950 auf 146 ab. Obwohl nach früheren Erfahrungen nicht mit einem weiteren Sturz von entsprechender Größe gerechnet werden muß, fügt sich dieser Rückgang doch in die allgemeine Abnahme dieses dem Menschen am meisten verbundenen Großvogels. Es sollte alles Mögliche getan werden, um diesem Rückgang zu steuern. (Vgl. das Merkblatt für angewandte Vogelkunde „Hilfe für Freund Adebar“, Verlag Eugen Ulmer, Ludwigsburg, 0,30 DM.)



1. Während der Altvogel den Horst anfliegt, hat schon sein Begrüßungsklappern eingesetzt. Im nächsten Augenblick wird er unter den Jungen stehen und in Fortsetzung der Klapperstrophe den Kopf nach oben und auf den Rücken legen. Man erkennt auf dem Bild das Spannen der Kehlhaut durch das Zungenbein. Ein Junges ist eben in Begriff, vom Zustand des Stillhaltens in ungeduldiges Betteln zu verfallen. Gleich darauf werden alle Jungen sich erheben, und die schwarzweißen Gestalten mit den großen Flügeln werden wie riesige windbewegte Blumen in Bewegung geraten. – Das Titelbild unseres Heftes zeigt einen späteren Abschnitt: Der Altvogel hat sein Futter ausgeschüttet; die Jungen sind einigermaßen befriedigt, aber doch noch soweit in Spannung, daß sie unter sich hin und her schnäbeln. (Storchnest Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg, 1938)

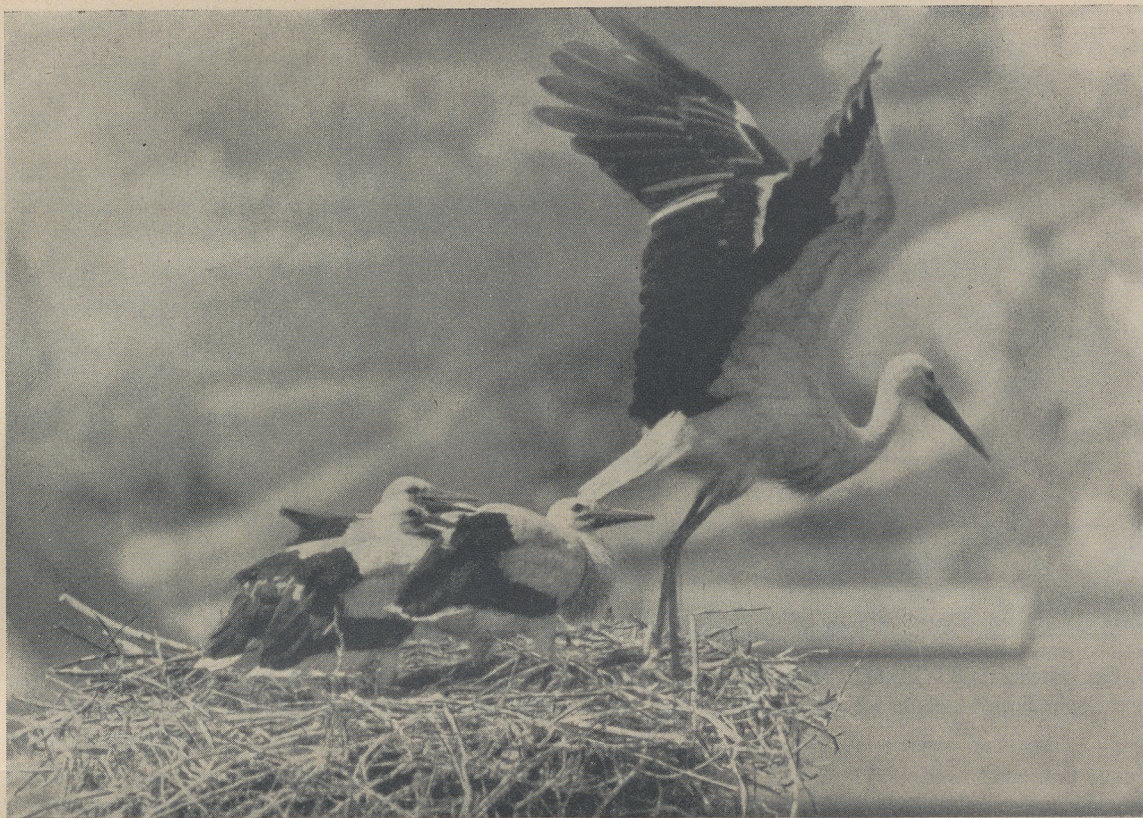
Aufnahme: G. Haas

1945 gab es abermals weniger Störche im Lande als zu Kriegsbeginn (noch 41 Horste bewohnt), und 1949 sogar *weniger als 1935*. Überall im Südwesten war dieser Sommer 1949 „gestört“ durch verzettelte Ankunft, Rückgang der Paare, 50% Paare ohne Nachwuchs in Württemberg, 20% in Baden. Ein so starker „innerer Schwund“ ist natürlich verhängnisvoll für die Zukunft einer Bevölkerung, wenn nicht eine günstigere Brutperiode wieder ausgleichend und stärkend wirkt. Auch in Baden setzte 1949 eine stetig rücklaufende Bewegung ein. Der Bestand stürzte von 203 auf 138 Brutpaare, die Fruchtbarkeit hielt sich glücklicherweise.

Storch-Horstpaare (HP) und Jungenzahlen (JZG):

	Nordbaden		Nordwürtt.		Südbaden		SüdWürtt.		Summe	
	HP	JZG	HP	JZG	HP	JZG	HP	JZG	HP	JZG
1948	58	130	20	52	145	383	29	64	252	629
1949	36	87	16	24	102	287	22	29	176	377
1950	26	48	12	25	92	168	16	35	146	276

Kehren wir jetzt zu unserer Kartendarstellung für das ganze Gebiet zurück. Sie möchte den letzten Schrumpfungsruck von 1949/50 veranschaulichen und gleichzeitig aufzeigen, wo sich unsere Störche noch halten. Nur die 146 vollen Kreise der Karte stellen ansässige, brütende Paare dar! Halbe und leere Kreise deuten unvollständige und unstäte Paare an (hier wurde also nicht gebrütet). Die 46 Nester, die 1950 nur vorübergehend besucht wurden, sind als kleine Kreise, und die 55, welche 1949 oder erst 1950 verlassen standen, als Dreiecke eingetragen. Diese $46 + 55 = 101$ Zeichen des Ausfalls bilden also das *eigentliche Warnmal der Storchkarte von 1950*. Sie sagen uns: *hier fehlen die Brutvögel, hier verfallen die Niststellen*. In Nordwürttemberg blieben 9, in Nordbaden – zwischen Karlsruhe und Bergstraße – 26 brütende Paare übrig. Die Hausstörche fast des ganzen Neckar- und Remstales fehlen! Auf 9 Nestern erwarteten Einzelstörche vergeblich den Partner, und 3 Paare hielten ihre Brutstätte nicht.



2. Der Altvogel hat gefüttert und zieht zu neuer Nahrungssuche aus. Diesmal ist es der Storchvater. Er trägt an der linken Fußwurzel den Ring der Vogelwarte Rossitten B 31 276; er ist bei dieser Aufnahme 1938 eben noch zu erkennen; die Ablesung erfolgte 1939. Der Storch war am 31. Mai 1933 in Köndringen bei Freiburg i. Br. nestung beringt worden. Er hat seine neue Heimat in Pleidelsheim, also 138 km nordöstlich vom Geburtsort, aufgeschlagen. Die meisten Störche kehren zwar in die (weitere) Umgebung des Geburtsplatzes zurück, bisweilen aber auch in größere Entfernung.

Aufnahme: G. Haas

Der Kern der schwäbischen Storchbevölkerung lebt in Oberschwaben, wo 19 Paare mit durchschnittlich 3 Jungen verblieben. Brenztal und Ulmer Gebiet gehören landschaftlich dazu, wenn sie auch politisch dem Norden zugeteilt und in der Tabelle dort aufgeführt sind. Alle Horste stehen über der 350 m-Höhenlinie. Fast alle nutzen vom Menschen vorbereitete Nestunterlagen. (Vielleicht 6% sind ohne solche Hilfe erbaut.) Auf der Volksbank in Schwenningen a. N. befindet sich der höchstgelegene Horst des ganzen Gebietes. Als ein Storchpaar dort 1948 und 1949 – unweit der Neckarquelle – zu nisten versuchte, haben ihm Bankleitung, Fabrikant Bürk und Stadtverwaltung gemeinsam unter erheblichen Kosten einen Neststand errichtet. Er wurde abermals befliegen, jedoch wieder verlassen. Ungefähr ein Drittel der schwäbischen Störche verwendet Kaminaufbau-

ten, ein zweites Kirchen, 10% alte Fabrikschornsteine, der Rest Hausdächer.

Die Masse der südwestdeutschen Störche siedelt in der Rheinebene zwischen Basel – 250 m Meereshöhe – und Karlsruhe – 105 m ü. d. M. – mit dem Schwerpunkt bei Kehl, wo auf 100 qkm 5 Paare kommen. Einige sind in die Talausgänge des Schwarzwaldes hinaufgestiegen, z. B. ins Kinzigtal oberhalb Offenburg und ins Wiesental oberhalb Lörrach, wo 360 m erreicht werden. – (Über dem Rhein drüben, im Elsaß, muß man sich 140 weitere Storchpaare denken!) – Die Hälfte (47%) der badischen Störche baut auf Schornsteine, auf die Kirchen nur 18%, also weit weniger als in Württemberg.

Abseits vom storchfreundlichen Rheingraben hält sich noch eine Gruppe von 6 Horstpaaren im Hegau und ein letzter Splitter auf der Baar bei Donaueschingen, wo früher tüchtig Storchgeklapper zu hören war.



3. Ein seltenes Bild. Obwohl Afrika-Wanderer, kommt der Storch bisweilen so früh bei uns an, daß ihn sogar noch beim Brüten auf dem Nest ein Nachwinter überraschen kann. Storchhorst Buchau am Federsee, April 1929.

Aufnahme: J. Hofherr

Als die württembergischen Schultheißenämter vor 25 Jahren nach den Gründen der Abkehr der Hausstörche von ihren Niststellen befragt wurden, gaben sie – außer den Entwässerungen – der Vermehrung der Fabrikbetriebe und dem Überhandnehmen elektrischer Leitungen die Hauptschuld. Den Umwelteinflüssen, denen die Vögel in den Durchzugsländern und insbesondere in den Überwinterungsgebieten ausgesetzt sind, schenkte man kaum Beachtung. Sie sind aber, das wissen wir heute, sehr stark, wenn nicht entscheidend beteiligt. Einblicke in die Schicksale der Zugstörche konnten durch die Kennzeichnung tausender Jungstörche im Nest mit Metallringen bereits reichlich gewonnen werden. Schon in Südeuropa fallen viele Weiß-Störche unbeherrschten Schießern zum Opfer, vorwiegend Jungvögel. Manche Negerstämme speeren sie mit Vorliebe. Stürme vernichten ganze Scharen auf einmal. Das alles wußten wir, denn Störche wurden seit einem halben Jahrhundert beringt. Die Vogelwarte Radolfzell, vormals Vogelwarte Rossitten, hielt bei zuverlässigen Naturbeobachtern in Afrika nach ihren Erlebnissen mit Störchen Umfrage. Die Antworten berichten übereinstimmend von Abessinien bis hinab zur Südafrikanischen Union für 1948–1949 von höheren Temperaturen, stärkerer Trockenheit, späteren Gewitterstürmen, größerer Anziehungskraft der Wasserstellen

auf die durstenden Vögel und, wie es schien, *schwächerem Heimzugtrieb* als in anderen Jahren. In früheren „gestörten Storchsommern“ nahmen wir Zuflucht zur Annahme von Erkrankungen, die in der vorhergehenden Zugzeit sehr viele Störche weggerafft oder bis zur Brutunfähigkeit geschädigt habe. Wenn die Wetterkundigen heute immer eindringlicher auf das Steigen der mittleren Jahrestemperaturen in vielen Gebieten der Erde hinweisen, so dürfen wir diese Stimmen wohl nicht überhören. Die Wirkungsweise kennen wir noch nicht: Geht der Weg über die Nahrung, oder nimmt eine hohe Erwärmung im fernen Süden unmittelbaren Einfluß?

Die Erschließung Afrikas schreitet stürmisch fort. Auch in Südafrika ist die „Storchforschung“ tatkräftig in Angriff genommen worden. Vielleicht hilft sie dazu, jene inneren Ursachen des Rückgangs der Störche in unserer Heimatlandschaft, die unseren Augen noch verborgen sind, besser zu erkennen.

Der vorstehende Bericht stützt sich auf planmäßige Ermittlungen der Vogelwarte Radolfzell (vormals Vogelwarte Rossitten) der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, ferner der Staatl. Vogelwarte Ludwigsburg und der Landesstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Bonndorf, Karlsruhe, Ludwigsburg und Tübingen. Viele Vertrauensleute haben im Einzelfall dankenswerte Mithilfe geleistet.

Der Storch im Volksglauben

Von F. H. Schmidt-Ebhausen

Bei der Frage, welchen Platz der Storch im Volksglauben einnimmt, wird man – heute – zunächst an die ihm zugeschriebene Eigenschaft des Kinderbringers denken. Die Mütter und Großmütter behelfen sich damit, den Kindern auf deren wißbegierige Frage, woher eigentlich die Neugeborenen kämen, etwa in dem Sinne zu antworten: die noch ungeborenen Kinder leben in einem Teich, woher sie der Storch zu den Eltern bringt, wenn diese sich ein Kleines wünschen. Und wenn der kleine Erdenbürger glücklich angelangt ist, dann heißt's, die Mutter müsse noch das Bett hüten, weil sie der Storch ins Bein gebissen habe. Diese kindertümliche Auslegung ist heute allgemein verbreitet. Sie ist aber, was den schwäbischen Raum betrifft, doch wohl nicht die ursprüngliche. Noch Höhn sagt (Mitt. über volkstüml. Überlieferungen in Württ. IV, 1910): „Der Glaube, daß der Storch die kleinen Kinder bringe, dringt auch in Württemberg durch die gebildeten Kreise mehr und mehr ins niedere Volk ein.“

Dazu stimmt eine entsprechende Karte des Atlas der deutschen Volkskunde, die die verschiedenen Gestalten der Kinderbringer verzeichnet. Danach ist der Storch Kinderbringer in ganz Nord-, Mittel- und Ostdeutschland. Das sicher von alters her, da er im niederdeutschen Raum als heiliger Vogel gilt. In West- und Süddeutschland dagegen sowie in Oberschlesien werden die Kinder von der Hebamme (einschließlich der ins Mythologischeweisenden Form des Weibes oder wilden Weibes) gebracht. Aber auch die Hebamme ist mythisch verhaftet insofern, als sie die Neugeborenen ebenfalls vom Brunnen (Kindlesbrunnen), Teich, Baum holt und in ihrem Köfferchen herbeibringt. In Württemberg ist die ältere Gestalt die Hebamme, zu der sich erst in neuerer Zeit, wohl unter erheblichem Einfluß des Kinderbuchs und des Kindergartens, in zunehmendem Maße der Storch gesellt.

Wenn der Storch als Kinderbringer im süddeutschen Raum auch jung ist, so ist er doch seit alter Zeit dem schwäbischen Volksglauben bekannt. Die aus der schwäbischen Überlieferung bekannten Vorstellungen weisen sogar auf Eigentümlichkeiten hin, deren Wurzeln zweifellos tiefer liegen als die der Kinderbringer-Eigenschaft. Vornehmlich ist es die ja auch sonst verbreitete Anschauung, daß der Storch und sein Nest das Haus und das Dorf vor Blitzschlag beschützen, daß er dem Besitzer des Hauses überhaupt Glück

und Reichtum bringe, weshalb man auch keinen Storch töten oder gar essen darf. Nach Birlinger wirft der Storch aus Dankbarkeit für die Nistgelegenheit dem Hausbesitzer im ersten Jahr eine Feder, im zweiten ein Ei und im dritten ein Junges herunter. In Mecklenburg bedeutet dieselbe Handlungsweise allerdings Unglück. Der Storch wird in Beziehung gebracht zum Wettergott Donar/Thor, wohl weniger der roten Farbe seiner Füße wegen, vielmehr legt der lange spitze Schnabel den Vergleich mit dem Blitz nahe, wobei hier die rote Farbe natürlich auch mitwirkt. Das Tötungsverbot mag mit der bereits in der Antike auftauchenden Vorstellung zusammenhängen, daß die Störche verwandelte Menschen seien. Wir erinnern uns dabei an Hauffs schönes Märchen vom Kalifen Storch. Die Beziehung zum Storch als Seelenvogel, als welcher er häufig belegt ist, ist mit dieser Verwandlungsvorstellung gegeben.

Die bei Höhn genannte volksmedizinische Verwendung von Steinen bei Behandlung und Pflege der Wöchnerinnen, besonders des sogenannten Milchsteines legt die Annahme nahe, daß unter anderen hier auch der „Adlerstein“ (Aëtit) zur Anwendung kommt. Von diesem heißt es schon im Vogelbuch des Conrad Gesner (Zürich 1557): „Der Adler und Storck legend allzeyt einen stein in jr näst, der Adler den Aetiten, der Storck den Lychniten, damit die eyer fürkommind, vnd die schlangen jnen nit nahind.“ Diese Steine haben nach dem Volksglauben die magische Kraft, das keimende Leben im Mutterleibe zu schützen. Ihre Anwendung dient auch zur Verminderung oder Vermehrung der Muttermilch bei der Wöchnerin. Es sind „runde oder ovale Gebilde aus Braun- oder Toneisenstein von der Größe einer Nuß bis zu der eines Kindskopfes. Im Innern haben sie einen Hohlraum, in dem abgelöste Steinchen eingeschlossen sind, wenn man den Stein schüttelt, klappern sie. Man nennt den Stein deshalb auch Klapperstein.“ (Handwörterbuch des Aberglaubens I, 190).

Im Schwäbischen ist auch der Glaube an das vorbildliche Eheleben des Storches und seine Liebe zu seinen Jungen überliefert. Nach dieser Anschauung wird eine ehebrecherische Störchin von ihrem und anderen Störchen umgebracht. In Schwaben glaubt man fälschlich auch, daß die Störche nur paarweise wandern und vor ihrem alljährlichen Fortflug, wenn sie sich dazu versammeln, das jeweils überzählige Männchen oder Weibchen töten, eine Vorstellung, die übrigens schon Plinius berichtet.

Der Storch gilt auch als Frühlingsvogel, was ja allein schon durch seine Zugvogeleigenschaft bedingt ist. In dieser Beziehung kündigt er im süddeutsch-schweize-

rischen Raum bei vorzeitigem Fortziehen im Herbst einen frühen Winter, aber auch entsprechend einen frühen Frühling an und umgekehrt. Ein weißer Storch verheißt ein trockenes Jahr, ein schwärzlicher oder schmutziger dagegen ein nasses. Wo Störche sich niederlassen, ist reicher Obstsegen zu erwarten.

Man sagt auch in Schwaben vom Storch: wenn er eine Zunge hätte, dann würde er reden, und dann täte er Land und Leute verraten, weil er alles sieht und hört (von seinem erhöhten Nistplatz aus). Wo aber etwas Besonderes vorgeht, da gibt er doch wenigstens ein Zeichen, indem er klappert.

Als Kinderbringer wird der Storch von den Kindern in kleinen Reimen angesungen, von welchen die durch Kinderbücher und Kindergarten verbreiteten und darum allgemein bekannten kaum der Erwähnung bedürfen. Die schwäbische Kinderreim-Überlieferung kennt diese Beziehung in der besonderen Form des sehr verbreiteten Abzählreims:

In der Landstraß Nummer acht
hat der Storch ein Kind gebracht.
Wie soll es heißen? usw.

Noch allgemeiner ist im Schwäbischen aber, und wohl auch älter, die folgende kindertümliche Anrufung des Storchs, die noch keine Beziehung zum Kinderbringer zeigt:

Storch, Storch, Schniebel, Schnabel,
mit der langen Heuagabel:
flieg über 's Beckehaus,
hol mir a paar Wecke 'raus,
mir oin, dir oin,
bloß de baise Buebe (Mädle) koin.

Tübingens Rahmen und Fundament

Von Edwin Hennig

Viele städtische Zentren Europas sind in ihrer Lage erdgeschichtlich bedingt. Ströme, an denen sie sich ansiedelten, sind nicht selten hervorgegangen aus der langsamen Auffüllung einstiger Meeresbecken, wie wir das heute an der Donau- oder Po-Mündung noch vor sich gehen sehen. London, Brüssel, Paris, Wien, aber auch München, Mainz, Mailand, Lyon u. a. m. liegen daher inmitten früherer Tertiär-Binnenbecken. Da diese meist durch Eindellungen der Erdoberfläche entstanden, sind sie gewissermaßen tektonisch bedingt. An tektonisch tiefster Stelle des Schwabenlandes ist auch Stuttgart gelegen: Gegen SSW und NNO steigen Bruchtreppen hinauf, einen innersten

Bei den Sathmarer Schwaben zeichnete Hugo Moser einen längeren Kinderreim auf, in dem der eben erwähnte Storchreim mit dem von den drei Spinnerinnen des bekannten „Hoppe, hoppe, Rösle“ kontaminiert ist:

Stork, Stork, Schnibel, Schnabel,
wenn dr Rogge reifet,
wenn dr Müller pfeifet,
kummt dr Vetter und 's Bäsli,
schlät mr 's Steackli uf 's Näsli,
schlät mr 's Steackli i diesi Hand,
fahre-mr is Ungerland.
Im Ungerland stoht au a Haus,
luegit drei Fraue raus.
Die gotzig spinnt Seide,
die andert schnipflet Kreide,
di dritt spinnt im Hergöttli an rote Rock
do wia an Kronestock.

In seinem „Schwäbischen Volkshumor“ nennt Hugo Moser auch eine stattliche Reihe von schwäbischen Ortschaften, in denen sich Schwanksagen mit dem Storch ähnlich wie mit dem Kuckuck befassen, der als fremdartig und unbekannt eingefangen werden sollte und wieder entkam. Dazu gehören auch zahlreiche schwäbische Orte, deren Bewohner, ursprünglich wohl einst in Verbindung mit einer solchen Schwanksage, den Necknamen „Storche“, „Storke“, „Storchetreiber“ oder gar „Aiber“ tragen. Letztere Bezeichnung fußt auf dem in Norddeutschland üblichen Namen „Adebar“ für den Storch, welcher (ahd. *odobëro*) als „Glücksbringer“ gedeutet wird.

Graben umfassend; in ihn ist noch ein kleiner Quergraben eingesunken, und in diesen hat sich Stuttgart gebettet. Seinem herrlichen Rahmen verdankt es nicht nur die Durchsetzung mit Waldausläufern und Rebhängen, sondern auch die unvergleichliche Gunst, daß ein innerstes Geschäftsviertel ringsum von Wohngürteln umgeben ist, wie es anderwärts nachträglich-künstlich vergebens angestrebt wird. Sein Kessel inmitten ist ungefähr das Gegenstück der Lage Marburgs, das vom Burghügel allseits hinabfließt.

Nicht weniger reizvoll, aber wesentlich uneinheitlicher bietet sich unser Tübingen dar: Ins Neckar- und Ammertal zerfließt es fast von den Höhen des zwischengelagerten Oster- und Schloßbergs herab. In jüngster Zeit sind noch die Höhenzüge der Waldhäuser Höhe mit Denzenberg und des Föhrberg-Schnarren-

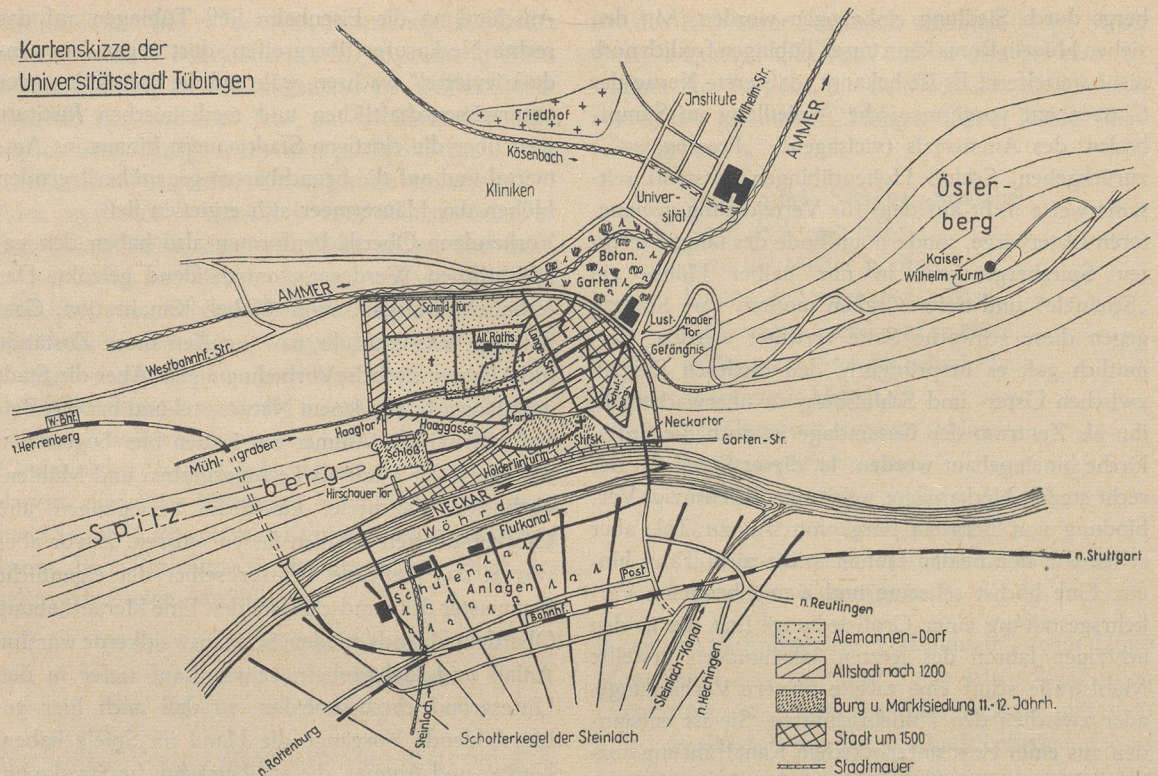
bergs durch Siedlung einbezogen worden. Mit den sieben Hügeln Roms kann unser Tübingen freilich noch nicht wetteifern. Es ist bekannt, daß erste Kerne des Ganzen auf vorgermanische Ansiedlung im Sumpfboden des Ammertals (vielsagend: „Froschgasse“!) zurückgehen. Schloß Hohentübingen entstand seltenerweise nicht auf dem für Verteidigung geeigneteren Osterberge, sondern am Ende des langgestreckten Spitzbergrückens in nur halber Höhe; ein „Schänzle“ und tiefer Graben mußten zum Schutze gegen diese schwache Seite errichtet werden. Vermutlich galt es ursprünglich, den niederen Engpaß zwischen Oster- und Schloßberg zu überwachen. In ihn als Zentrum der Gesamtlage ist auch die Stiftskirche hineingebaut worden. Ja, dieser Sattel mit der recht steilen Neckargasse war lange Zeit einzige Verbindung von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, aber selbst von den beiden Höhen in die zwei Täler hinein. Eine höchst seltsame und wenig bequeme Verkehrsgestaltung einer Großsiedlung! Erst die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts erstellte Mühlstraße schuf eine zweite bessere Verbindungsader zwischen den Flußeinschnitten. Sie ist entstanden aus einer einst unterirdischen Kanalführung vom zehn Meter höher gelegenen Ammerbett aus zum Neckar („Neckarmühle“), die allmählich zur Einsenkung zusammengesackt war und nun aus Not zur Tugend, nämlich zur Hauptstraße der Stadt wurde. Sie schneidet den Schulberg mit Pfleghof von der einstigen Einheit des Osterberges ab.

Der Stiftskirchsattel – je zwischen zwei Höhen und zwei Tälern – verdankt sein Dasein der von der Alb her zuströmenden Steinlach. Denn mit ihrem, von dem steilen Trauf her genährten starken Schotterkegel fällt dieser harmlose Nebenfluß dem Neckar so intensiv in die rechte Flanke, daß der Hauptfluß sich zum Ausweichen nach links abgedrängt sah. Dieses Prallufer mußte vom Menschen durch die Stadtmauer und weitere hintereinander aufgeführte hohe Stützmauern gegen weiteren Angriff geschützt werden. Ein Flutkanal, der noch besondere Hochwässer unschädlich abzufangen hatte, trennte den Wöhrd zwischen beiden Neckaradern ab, von dem aus das malerische Ufer-Stadtbild sich so prächtig darbietet. Ehe der Mensch eingriff, hatte der Neckar einen weitgespannten Bogen schlagend, sich so tief in den schmalen Riegel gegen die Ammer eingefressen, daß an dieser Stelle einem Durchbruche vorgearbeitet war, die Erniedrigung den einst gemeinsamen Höhenzug als Paß zerteilte. Über ihn zog sich die alte Verkehrsstraße von Stuttgart in die Schweiz und führte so auch den Dichterfürsten Goethe in die Mauern. Doch erst der

Anschluß an die Eisenbahn ließ Tübingen auf das rechte Neckarufer übergreifen, dort sogar sein „Industrieviertel“ wachsen, während die Entwicklung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute weit über die einstigen Stadtmauern hinaus ins Ammertal und auf die benachbarten gegenüberliegenden Höhen das Häusermeer sich ergießen ließ.

Vorhandene Oberflächenformen also haben den geschichtlichen Werdegang entscheidend gelenkt. Der technischen Organisation (Kabel, Kanalisation, Gasleitung, Wasserzufuhr usw.) stellen diese Zustände nicht immer einfache Vorbedingungen. Aber die Stadt sitzt längst fest in jenem Natursattel und hat das Reiten gelernt! Die Ammer hat in den hier begrenzten Anfängen der Stadt als Festungsgraben und Mühlenbach sich mancherlei künstliche Verlegungen und Laufvorschriften gefallen lassen müssen. Zuvor aber war ja das fließende Wasser selber der eigentliche Baumeister des Landschaftsbildes. Eine Heraushebung Oberdeutschlands mit dem Schwarzwaldkerne war ihm Anlaß und Gelegenheit, seinen Lauf tiefer in den Untergrund einzuschneiden, so daß auch hier gebirgsbildende Vorgänge die Hand im Spiele haben. Neckar und Ammer, die auf beträchtliche Strecke hin eigenartig parallel verlaufen, haben den langen Spitzbergzug herausmodelliert, mit dem Wurmlinger Kapellenberge und dem Osterberge als den zwei Eckpfeilern. Dem leidenschaftlich naturwissenschaftlich interessierten Goethe war bei nur ganz flüchtigem Aufenthalte, der zugleich den Verhandlungen mit seinem Verleger und Wirte Cotta, den Farben der Glasmalereien der Stiftskirche, einer ersten Beschreibung der mineralogischen Universitätsammlung und manchem anderen Interesse galt, nicht entgangen, daß es sich bei jenem Höhenzuge um einen Sandsteinrücken handle. (Wieviele Besucher außer ihm mögen an derlei gedacht haben?) Seit von Alberti und Quenstedt ist hinreichend bekannt, daß wir es da mit dem sogenannten Stubensandstein der Keuperschichtfolge (obere Trias-Formation = etwa 150–180 Millionen Jahre alt) zu tun haben. Er gibt dem Bergrücken seine hauptsächlichliche Festigkeit, während unter- und überliegende Mergel weniger standfest sind und einem Verfließen und Abtragen Vorschub leisten. Nur wenig geneigt, baut diese Schichtfolge ringsum die Höhen gleichermaßen auf. Im nahen Steinlachtal und abwärts am Neckar bei Kirchentellinsfurt sehen wir die Talwände näher zusammentreten: leicht erweist sich, daß jener Stubensandstein dort von seiner Höhe herab sich dem Talboden nähert, den Flüssen in ihrer Raumgestaltung Fesseln anlegt.

Kartenskizze der
Universitätsstadt Tübingen



Sind die Keuperlagen in langen Zeiten unter recht wechselnden geographischen Bedingungen so mannigfaltig ausgefallen, so sind sie alle doch Kinder eines (noch völlig anders gearteten) Binnenlandes. Das langsam hereinleckende Meer der Jura-Periode begrub alles unter viele Hunderte von Metern starken Absätzen. Der Reichtum an Versteinerungen läßt da keinem Zweifel Raum. Die gesamte Folge von Schichten des sogenannten schwarzen, braunen und weißen Jura bis hinauf zu den obersten Bildungen der Schwäbischen Alb lag also einst über dem heutigen Raume der Stadt, wurde in gleichfalls endlos langen Zeiten erst wieder durch Niederschlag und fließendes Wasser ausgeräumt, fortgeschafft. Gegen 1000 m höher hatte einstmals die Oberfläche gelegen!

Allerunterste Glieder der Jurafolge liegen noch eben auf der benachbarten Waldhäuser Höhe und jenseits des Neckars auf der Höhe des Rammert. Die Spitze des Osterberges ragt gerade nicht mehr in diese Höhenlage hinauf. Das gesamte Landschaftsbild ist unter den einstigen tiefsten Meeresboden eingeschnitten. Es war schon nahezu ausgeprägt in seiner heutigen Gestaltung, als ein allerjüngstes Glied der Erdgeschichte sich noch bildete, wenn wir von Moor, Schlamm, Gehängeschutt und allen sich noch immer ansammelnden Gesteinsarten absehen. Es geschah in

der Eiszeit, daß Winde über das eines Pflanzenkleides fast beraubte Land hinfuhren und Staubmassen aufwirbelten, an anderen Stellen zum Absatze brachten. Der so gebildete „Löß“ ist durch das vielfach rote Ausgangsmaterial rötlich gefärbt. Die üblichen Schnecken Schalen bestimmter Arten aber kennzeichnen ihn hinreichend. Seine Verteilung verrät uns sogar, daß schon damals Westwind in unserer Gegend vorherrschte. Denn wir finden ihn in nahezu jedem Taleinschnitt, doch stets auf dem westlichen Hange. Nur im dort herrschenden Windschatten konnten die Staubmassen zur Ruhe kommen, sich niederschlagen. Die Ziegelei im Käsensbachtal hat ihn einst für ihre Zwecke abgebaut, aber fast restlos aufgebraucht, so daß sie später die Mergel des Keupers zur Mischung heranziehen mußte.

Doch noch eine zweite Bildung jener Zeit hat sich neuerdings als recht bemerkenswert herausgestellt: Mangelnde Pflanzendecke ließ die Abtragung ganz anders voranschreiten, als Grasnarbe und Wurzelwerk heute zulassen. Tiefgründig gefrorener Boden, an der Oberfläche auftauend, obendrein durchtränkt, bringt die oberen Partien ins Gleiten. Ein wüstes Durcheinander von tonigem Schlamm mit kleinen, größeren und größten Brocken aller festeren Lagen der ganzen Schichtfolge kroch und floß an den Hän-

gen abwärts zu Tale. In ihn, wie stellenweise in den Löß eingebettet finden sich Knochen und Zähne der damals hier lebenden Säugetierwelt. Nur konnte das Gehängegekrich auch Überreste aufnehmen von solchen Kadavern, die sich in den klimatisch günstigeren Zwischenphasen zum Sterben niedergelegt hatten. Da spiegelt sich uns eine höchst lebensvolle Tiergemeinschaft in all ihrem Wandel und ihren Wanderungen wider: Mammut, Nashorn, Ren, Wisent, Auerochs, Riesenhirsch, Löwe waren als – uns heut sehr fremd anmutende – Vertreter durchaus häufig; Pferd, Hirsch, Schwein und andere unterscheiden sich höchstens artlich in Einzelheiten von dem uns Gewohnten. Teils lebten sie in zeitweise aufkommenden Gebüsch- und Waldinseln, teils boten ihnen Steppenzeiten oder gar bittere Schnee- und Eisperioden eine gar harte Umwelt. Kleinlebewelt ging daneben her wie zu allen Zeiten, findet aber auf dem trockenen Lande weniger günstige Erhaltungsmöglichkeiten.

In den so mit lebendigen Lettern geschriebenen Seiten des Erdgeschichtsbuches hat sich nun ein äußerst beachtliches Dokument noch jüngst entziffern lassen: Der Luftkrieg zwang auch in Tübingen zu Stollenbauten in all den hierzu bequem bereitstehenden Hängen. Da gab es unter der Stiftskirche und Alten Aula eine beträchtliche Überraschung. An Stelle erwarteter Keupermergel baut diesen Sattel bis in beträchtliche Tiefe eiszeitliches und jüngerer Material auf. Erst 12–15 m unter der Münzgasse traf man

den anstehenden Untergrund. Und aus solcher Tiefe wurden Mammut-, Nashorn-, Wisent-, Hirsch- und Löwenreste herausgefördert. Am wichtigsten aber waren Beweise aus der Lagerung dafür, daß zur Zeit der Bildung dieser Absätze, also in jüngster Eiszeit (vor ganz wenigen 10 000 Jahren) unser Tübinger Landschaftsbild noch völlig andere Züge trug, während sonst damals ziemlich allgemein das heutige Relief bereits fertig war. Denn der Hangschutt kam aus Höhen im Süden herunter, die zudem den heutigen Spitzberg an Meereshöhe noch übertrafen, wie die beteiligten Gesteinsarten verraten. Gerade dort hat sich ja aber inzwischen der Neckar sein Flußbett eingetieft. An den nicht mehr bestehenden Hang schmiegte sich sodann noch eine Lößdecke und darüber floß sodann der Rotlehm all unserer Talwände. Auch ohne die Bebauung wäre zu alldem heute keinerlei Möglichkeit mehr gegeben. Das Neckartal war also damals ganz wesentlich schmaler, eine Fortsetzung des Spitzberges in Richtung auf Derendinger Markung war seitdem durch die vereinten Kräfte von Neckar und Steinlach zu beseitigen. Daß an Stelle der jetzigen Münzgasse ein alemannischer Friedhof lag, haben Kanalisationsgrabungen erwiesen. Die Stiftskirche war auch darin Fortsetzerin der Pietät. So berichten heute die geologischen Schichten von buntestem Geschehen vor dem Auftreten des Menschen und von seinem eigenen Werden und Wirken. Es lohnt, das Ohr an den Boden zu legen und dem stillen Plaudern unserer Mutter Erde zu lauschen!

Auch Pflanzenschutz ist Heimatschutz

Wo der Mensch die Naturlandschaft in die Kulturlandschaft umgewandelt hat, den Boden bearbeitet und durch Düngung verändert, wird die natürliche Flora vernichtet. Dies gilt auch für die Nadelholz-Reinbestände, wo sie nicht bodenständig sind. Es gibt aber außerhalb des Waldes Halb-Kulturlandschaften, deren Boden noch sehr natürlich ist. Hierher gehören vor allem die Magerwiesen mit und ohne Bäume. Stärker beeinflusst sind schon die Schafweiden, da der Weiderasen dauernd unter Verbiß steht und auch eine gewisse Stickstoffdüngung erhält. Vom Menschen völlig unbeeinflusste Standorte sind recht selten geworden. Hierher gehören z. B. die nicht oder wenig besuchten Felsen und Steilhänge der Schwäbischen Alb mit echter Steppenheide und nicht bewirtschafteten Schutzwäldern. Da die Magerwiesen immer mehr in gedüngte Fettwiesen umgewandelt, die Schafweiden „gesäubert“ und gedüngt werden, verändern sich auch hier die Lebensbedingungen für die Überreste der bodenständigen und urwüchsigen Flora, die berühmten Orchideen-Standorte der Magerwiesen der Alb schmelzen mehr und mehr zusammen, da die Orchideen keine künstliche Düngung ertragen. Ebenso ergeht es der Küchenschelle, einer unserer schönsten Frühlingsblumen der



Steppenheide. Sie verdient daher ganz besonderen Schutz, sie darf weder ausgegraben noch abgerissen werden.

Schwenkel



Muttergottes mit musizierenden Engeln – Ausschnitt aus dem Altarwerk aus Talheim Kr. Tübingen – um 1515, Landesmuseum Stuttgart. Der außergewöhnlich gut erhaltene Talheimer Altar ist eine der Höchstleistungen der Ulmer Bildnerkunst des frühen 16. Jahrhunderts.

Zur Geschichte der Pfarrkirche in Laichingen

Der streng puritanische und der bildhaften Ausschmückung der Gotteshäuser feindliche altwürttembergische Protestantismus verbannte die bildenden Künste weitgehend aus dem Bereich des kirchlichen Lebens. Die evangelischen Gemeinden, die katholischen Gebieten benachbart waren, mußten dies stärker empfinden als die im Inneren des geschlossen evangelischen Herzogtums. Wie die Gemeinde Laichingen 1616 ihre Kirche ausmalen lassen wollte, stieß sie beim Kirchenrat in Stuttgart, der „Visitation“, auf große Schwierigkeiten. Der Maler Friedrich Ramsler aus Urach, wohl Sohn des bekannten Universitätsmalers Anton und Bruder der Maler Johann und Jakob Ramsler in Tübingen, hatte ein künstlerisches Programm samt Kostenvoranschlag vorgelegt, das folgende Geschichten aus der Heiligen Schrift zur Darstellung bringen wollte: die Erschaffung der Welt, den Sündenfall, die Leiter Jakobs, die eherne Schlange, den engelschen Gruß, die Geburt und Taufe des Herrn, das Abendmahl, die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi, das Pfingstfest und das Jüngste Gericht neben den Brustbildern von Moses, David, den Propheten, der zwölf Apostel, der Evangelisten des hl. Paulus und Johannes des Täufers. Obwohl Pfarrer, Bürgermeister, Geschworene und Gericht von Laichingen ihren Wunsch sehr nachdrücklich vorbrachten, auch auf die gleichzeitige Ausmalung anderer evangelischer Kirchen hinwiesen und obwohl sich das Programm ja streng im Rahmen der evangelischen Verkündigung hielt, zeigte sich die Visitation gänzlich abgeneigt. Der Ura-

cher Untervogt wurde zum Bericht aufgefordert. Er hielt die Ausmalung für unnötig, da die alte noch ganz „lustig“ sei. Der Gedanke sei dem Amtmann und dem Schulmeister von dem Maler eingegeben worden, „der usser seines Hauses lediglichen nichtzit dann acht Kinder, darneben aber wenig Arbeit, unnd also vihlmalen Hunger unnd mangel hatt“. – Auf die neue Supplik der Laichinger verlangte die Visitation eine Äußerung des Specials von Blaubeuren. Es ist nun interessant, daß nicht das Verständnis für die künstlerische Ausschmückung des Gottesdienstraumes, sondern die Befürchtung den Ausschlag gab, vor der katholischen Nachbarschaft allzu armselig dazustehen. Der Special befürwortete die Ausmalung, da viele Fremde, besonders aus der nahen Herrschaft Wiesensteig die Kirche besuchten, die „dem papistischen cultui zugethon“ seien und die über die Laichinger Kirche wegen ihres „altfränkischen Aussehens ungleiche unnd spöttische Nachreden auszugießen keine Ursach“ mehr haben sollten. Diesen Gründen nun konnte sich die Visitation nicht verschließen und erteilte am 15. Januar 1619 ihre Genehmigung. Die Bilder liegen heute noch unter einer weißen Verputzschicht, die eine spätere nüchterne Generation über sie legen ließ. Nur wenige Jahre später, 1632, wollten die für ihre Kirche besorgten Laichinger an Stelle ihres schadhaften Kirchturmes einen neuen erstellen lassen. Der sparsame Kirchenrat in Stuttgart aber verlangte ein Gutachten des herzoglichen Baumeisters Heinrich Schickhardt, nach dessen Plänen dann aber nur der obere Teil des in der Literatur als Werk Schickhardts geltenden Turmes erneuert wurde und seine heutige Gestalt erhielt.

Werner Fleischhauer

Die Neugestaltung des Marktplatzes in Laichingen

Die junge aufstrebende Stadtgemeinde Laichingen will ihren Marktplatz neu gestalten. Er ist der Kreuzungspunkt stark befahrener Verkehrsstraßen, von Urach zur Autobahn (Merklingen), von Münsingen nach Geislingen, von Blaubeuren nach Wiesensteig, doch war diese Kreuzung seither weder verkehrstechnisch noch architektonisch-räumlich befriedigend gestaltet.

Ein altes Wassersammelbecken, eine Hüle, versperrte dem Verkehr den Weg. Eine große Zahl von Nebenstraßen machte die Ordnung des Verkehrs und der Platzwände unmöglich. Die Bilder S. 66 und 67 oben sowie der Lageplan S. 66 zeigen die Unübersichtlichkeit und Zerrissenheit der Platzfläche wie der Platzwände.

Nun ist die Hüle entbehrlich geworden, so konnte ein Architekturwettbewerb die Grundlage für die Neuordnung schaffen.

Die preisgekrönten Entwürfe (S. 66 und 67) suchen die Zahl der Straßeneinmündungen möglichst einzuschränken. Dadurch lassen sich wertvolle neue Baustellen ge-

winnen, die dem Platze Halt und Inhalt geben können. Nun liegt die Schwierigkeit bei solcher Platzneugestaltung vor allem in der Frage, wie läßt sich ein solcher Plan verwirklichen? Der Grundbesitz um den Platz liegt ja nicht in der Hand der Gemeinde, sondern in der Hand von Privatpersonen, mit ganz verschiedenen Interessen. Es sind Ladenbesitzer, die zum Teil stark vergrößern oder aufbauen wollen. Es sind Gastwirte mit schönen alten Gasthöfen, die man nicht wesentlich verändern sollte. Es sind große Bauernhöfe, die keinen Anlaß zu großen Neubauten haben.

Eine einheitliche Architektur mit geschlossenen Platzwänden läßt sich hier nicht verwirklichen. Die Entwicklung muß vielmehr so vor sich gehen, daß stets ein geordnetes Gesamtbild erhalten bleibt, auch wenn nur einzelne Anlieger bauen.

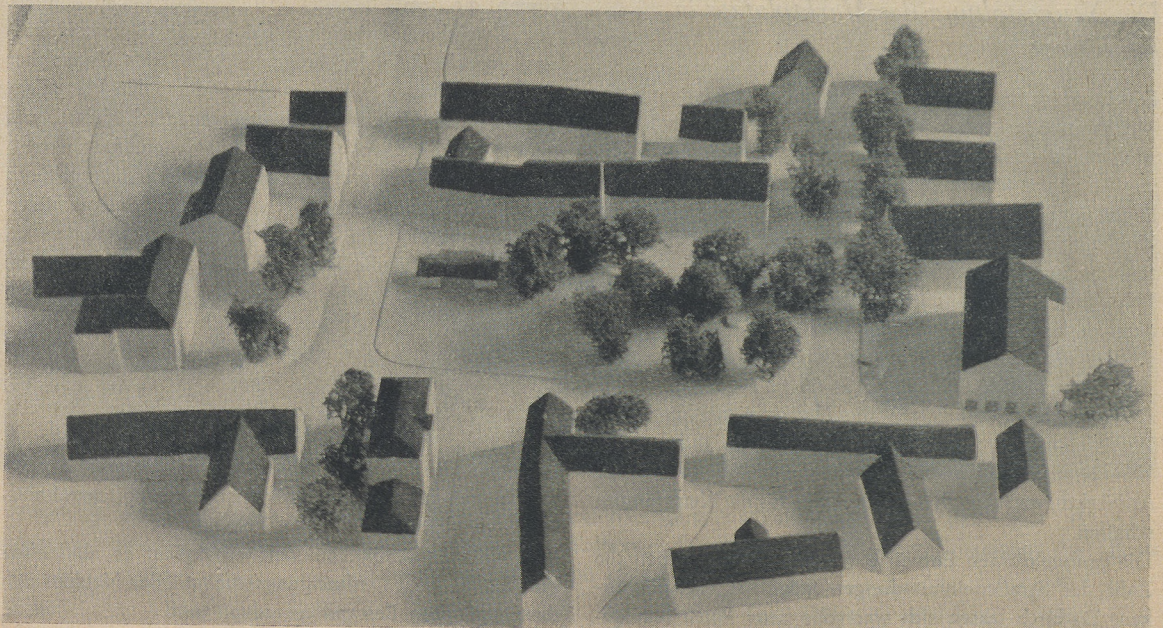
Diesem Bedürfnis wird am besten ein lockerer Aufbau des Ganzen gerecht, wie er für unsere schwäbischen Landstädte bezeichnend ist.

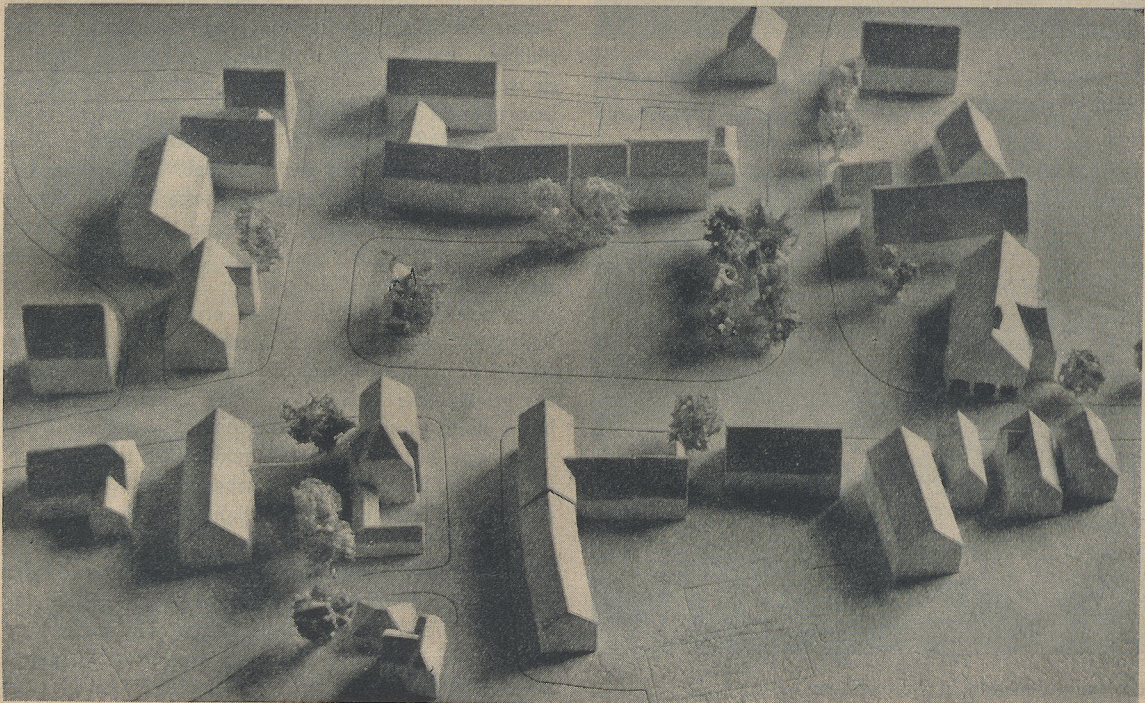
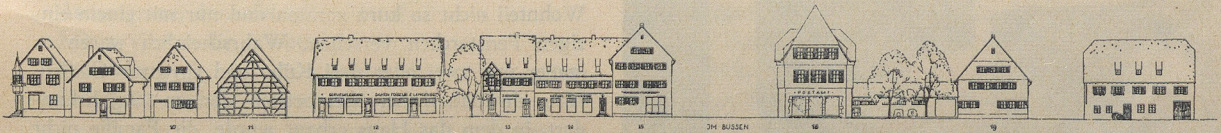
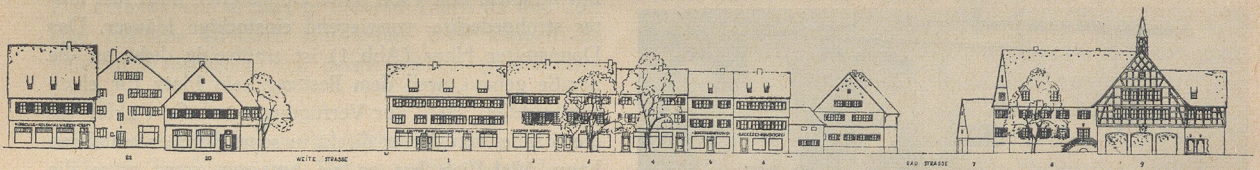
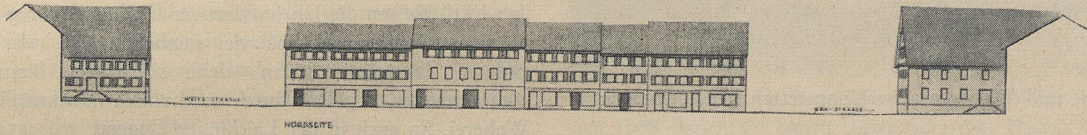
Eine einfache Anbauvorschrift ermöglicht es, daß ohne Haushöhen- und Dachneigungsschema jeder Neubau sich dem gegebenen Bestand einordnen muß. R. L.

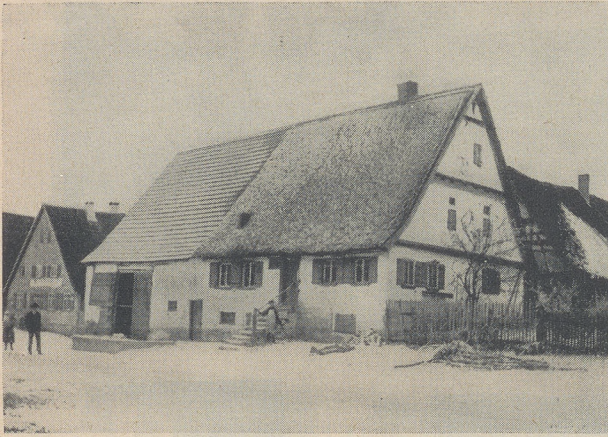


Der Marktplatz in Laichingen

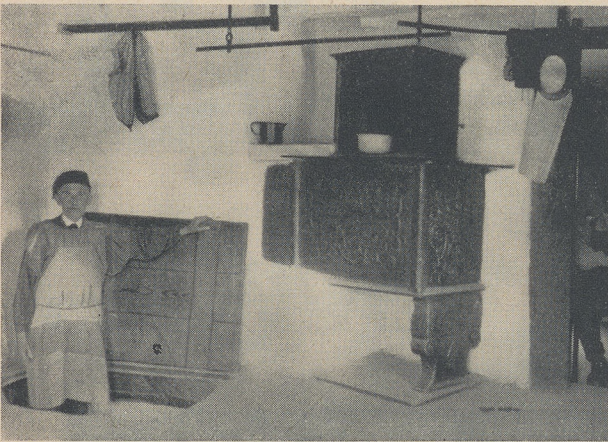
Die Randleisten S. 66 und 67 oben sowie der Lageplan S. 66 Mitte zeigen den gegenwärtigen Zustand. – Modellphoto S. 66 unten: Wettbewerbsentwurf von Reg.-Baumeister Walter Herwarth-Stuttgart und Reg.-Baumeister Konrad Schüle-Tübingen (1. Preis). – Modellphoto S. 67 unten: Entwurf von Prof. Rudolf Lempp-Stuttgart (2. Preis). – Aufrisse S. 67 Mitte: 1. Reihe Nordseite des Marktplatzes nach Herwarth-Schüle; 2. und 3. Reihe Nord- und Südseite des Marktplatzes nach Lempp.



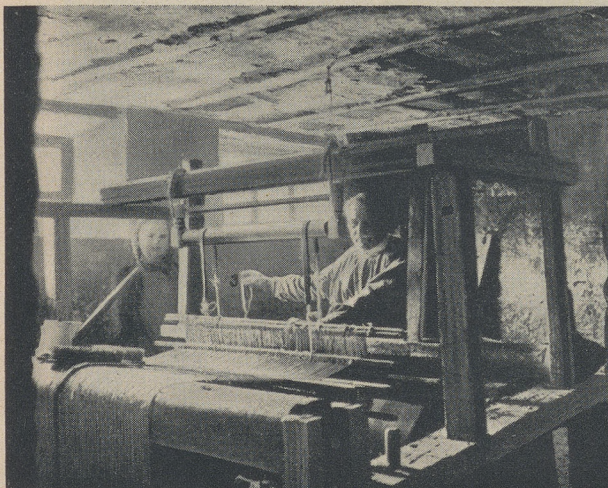




1. Bauern- und Weberhaus in Donnstetten bei Laichingen.



2. Stubenecke mit „Tunk“ und schräggestelltem Ofen in dem Donnstetter Weberhaus.



3. Tunk und Webstuhl in Donnstetten.

Einkehr in einem alten Weberhaus der Laichinger Alb

Unsere ältere Generation erinnert sich noch wohl, wie in manchen Gegenden Schwabens „zur Winterszeit, wenn Haus und Hof war eingeschnitten“, die Webstühle in den Bauernhäusern munter klapperten. Im Welzheimer Wald wurde noch nach 1900 gewoben (mr wiebt = man webt) in der in Stubenhöhe ebenerdigen Webstub'; in der Eßlinger Gegend bis um 1900 im Webkämmerle und in der „Werkstet“, oder es wurde „getucht“ im Webgaden (weabgaarda; mr habe no'tuachet bis 1900; und zwar zum Teil auch halb unterirdisch!). Auf der Alb wurde „g'wirkt“ bis um die Jahrhundertwende. Dann aber ging die Handweberei bei uns viel rascher zurück als in anderen deutschen Gauen, denn sie wurde hierzuland schneller abgelöst durch mechanisch-fabrikmäßige Weberei. So auch in der Laichinger Gegend.

Ein Beispiel: Um 1900 hatte Donnstetten noch fast lauter strohgedeckte, vorwiegend einstockige Häuser. Das Donnstetter Haus (Abb. 1) ist traufseitig dicht an die Straße gebaut, weil dem Besitzer kein Platz für einen regelrechten „Hof“ zur Verfügung stand. Sein „Hof“ ist die Straße, von der er direkt in seine Scheuer einfahren kann. Viel Vieh hat er nie besessen, sonst wäre die Wand des Stalls zwischen dem Scheuertor und dem Wohnteil nicht so kurz geraten und nur mit einem einzigen Fensterchen versehen. Wahrscheinlich waren es immer nur zwei oder drei Kühe und ein paar Geißen. Also ein bäuerlicher Kleinbetrieb, der im 19. Jahrhundert, in dem das Haus erbaut wurde, die Familie nicht voll ernähren konnte und der in der Hauptsache von der Frau und den Kindern besorgt wurde, während der Mann den Grundstock des Unterhalts durch anderweitige Arbeit beschaffen mußte.

Er war Weber. Die Nähe von Laichingen mit seinem Leinenhandel legte das nahe. Und weben konnte er im Haus, so daß er jeder Zeit für gröbere und größere Arbeiten auf dem Feld greifbar blieb. Daß er den Beruf eines Webers ausübte, beweisen die Kellerfenster zu beiden Seiten der steinernen Treppe, die zur Haustür führt. Ein solches Kleinbauernhaus hat sonst kaum gleich zwei Kellerräume und dann sitzen diese Querfenster für einen gewöhnlichen Keller doch etwas hoch über dem Boden und drücken dementsprechend auch die Stubenfenster so auffällig hinauf; zudem sind sie etwas größer als gewöhnliche Kellerluken. Der Donnstetter Kleinbauer hatte diesen Haustyp genommen, weil er dabei durch eine nicht allzu große und damit teure Überhöhung des Sockelgeschosses neben einem Vorratsraum auch noch eine Stube gewinnen konnte, in der sein Webstuhl aufzustellen war.

Über eine mehrstufige Hausstaffel gelangte man in den Haus-Ern; von diesem rechts hinein in die Stub' mit Tischeck, Wandbänken, Stubenkasten, Holzdecke (zuweilen auch ein gutes „Täfer“). Unsere Abbildung 2 zeigt den alten Kastenofen aus der Zeit des Herzogs

Karl Eugen mit Jahreszahl 1745. Er steht schräg und heizt mit einem Drittel die anstoßende Stubenkammer. Oberhalb das Ofeng'rahm. Rechts oben am Türpfosten zur Kammer hängt das „Wäschbecket“ mit dem Ha'd-lompa (Handtuch!). In der linken Stubenecke steigt der im Jahre 1928 bereits 86jährige Hansmichelsjörg hinab in seinen Weberkeller, die Tunk (dongk), seine linke Hand an der Tunktür.

In Abbildung 3 sind wir unten in der Tunk eines anderen Donnstetter Weberhauses. Dürftiges Licht kommt herein durch die Tunkfenster. Die Feuchtigkeit des gestampften Lehmbo­dens hält die Webfäden geschmeidig. Bekanntlich berichtet schon Plinius d. Ä. (23–79 n. Chr.) in seiner Naturgeschichte, daß die germanischen Frauen in unterirdischen Räumen webten; das war am senkrecht aufgestellten Webgerät. Auch heute ist's recht altertümlich da unten; die Bauernwebstühle sind aber längst waagrecht ausgerichtet.

Die Hausweberei erfährt in unseren Tagen da und dort eine fröhliche Urständ, und immer noch klingen die heiteren Weberlieder, von denen wir ein paar Proben geben:

Die Leineweber haben eine schlechte Zunft,
Harum Titscharum und Tschum tschum tschum!
Mittfasten halten sie ihre Zusammenkunft.
Aschengraue, dunkelblaue,
Mir a Viertel, dir a Viertel,
Fein oder grob,
Geld gibts doch.

Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen, das andere ist nicht sein.

Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Wenn er nicht sechs Wochen Hunger leiden kann.

Die Leineweber haben auch ein Schifflein klein,
Da fahren sie die Mücken und Flöhe drein.

Die Leineweber machen eine zarte Musik,
Als führen zwanzig Müllerwagen über die Brück.

Doch dürfen sie Stock und Degen tragen,
Seitdem sie bei Augsburg den Feind geschlagen.

Nach Ernst Meier, Schwäbische Volkslieder, 1855

I gang net gern en Keller na,
I gang net gern en d'Donk,
Dia Weber reißeß Rufa ra,
Se wäget dritthalb Pfond.

Heimathbuch Nürtingen I, 460

Weberle, Weberle, wirk,
z Woche kommt der Türk,
z Poche kommt dr Kapezener,
bringt en Sack voll Siebezehner.
Weberle, Weberle, wirk,
z Woche kommt der Türk. (Suppingen)

Max Lohß

Eine Badenfahrt in den Deinach im Jahre 1688

Nach Akten des Frhr. vom Holtzschen Archivs in Alldorf

Seit im Jahr 1666 auf Schloß Alldorf der ehrenfeste und ruhmreiche Generalfeldzeugmeister Georg vom Holtz, einer der wenigen charaktervollen Generale des Dreißigjährigen Krieges, verstorben war, saß dort sein Sohn, der damals erst 26jährige Gottfried vom Holtz, ein studierter Mann und „weiser Musensohn“. Als junger Mann mit 22 Jahren hatte er im Jahr 1662 die erst 15jährige Barbara Sibylle, die Tochter des Oberstallmeisters und Obervogts zu Leonberg Fr. Benjamin von Münchingen heimgeführt. Von den 6 Kindern, die dieser Ehe entsprossen sind, ist nur ein Sohn Eberhard Friedrich, geboren 1663 zu Jahren gekommen. Im Sommer 1688 beschloß Herr Gottfried vom Holtz, sein lästiges Zipperlein in Teinach wegzubaden. Aber eine Badereise von Alldorf nach Teinach war damals gar nicht so einfach. Man mußte Personal und Hausrat mitnehmen, um in dem primitiven Bad anständig leben zu können. Zunächst aber ließ sich Herr Gottfried „die Wirths Ordnung und den Taxen“ aus Teinach kommen, die erst 6 Jahre zuvor von Herzog Eberhard Ludwig erlassen worden war. Wir sehen daraus, daß die Verpflegung damals nicht viel Geld kostete. Ein paar Proben: „der Tax“ für ein junges Hühnlin eingemacht gebrathen oder gespickt betrug 11 Kreuzer, gefüllt 12 Kr. Eine junge Gans gebraten kostete vor Johanni 32 Kr., nachher 28 Kr., eine Ente gebraten 22 Kr., 1 Essen Forellen 15 Kr. Wollten die Gäste selber das Fleisch liefern, so war der Preis für ein Huhn zu braten 4 Kr., für ein altes Huhn „zu butzen und bloß absieden“ 3 Kr. Die Meerrettich- oder Citronenbrühe dazu kostete weitere 6 Kr. Auf den vom Wirt gelieferten Wein sollte 2 Kr. für das Maß zugeschlagen werden dürfen; brachte der Badgast seinen eigenen Wein mit, so war er dem Wirt für jedes Maß 2 Kr. zu reichen schuldig. Die „truckhene“ Mahlzeit für eine Mannsperson belief sich auf 24 Kr., wogegen die Weibsperson nur mit 20 Kr. angesehen werden sollte. Unter diese Mahlzeit sollte fallen: Voressen, Brühe und Fleisch, und ein Gemüse, ferner ein Essen Fisch sowie Gebratenes. Begehrte der Gast noch mehr Speisen, so mußte ein Abkommen mit dem Wirt getroffen werden. Das „Schlaff Bett“ kostete für einen Gast, der kein eigenes „Logiament“ hatte, 2 Kr. für 1 Tag und Nacht; für Durchreisende und Handwerksge­sell­en nur 1 Kr. Die Badzuber­miete für einen Tag betrug 10 Kr. Dieser Tax wurde von dem Calwer Vogt Johann Jacob Keppler durch sein Innsiegel bekräftigt. Da man in Alldorf die Bedingungen als annehmbar gefunden hatte, wurden die Vorbereitungen getroffen, daß die Abreise ins Bad am 2. August 1688 erfolgen konnte. Das Ehepaar vom Holtz nahm dazu auch noch den 25-jährigen Sohn, den Junker Eberhard Friederich mit, der damals schon verlobt war und im Oktober jenes Jahres

Wach!

die Louise Isabella von Wollmershausen heimführte. Die Reisebegleitung setzte sich zusammen aus dem Schloßvogt Stutzer, dem Balbierer Hägele, 2 Kutschern und 2 Dienern. Die Kavalkade, bestehend aus einer schweren Kutsche, einem Gepäckwagen und 13 Pferden, trat die Reise in der Morgenfrühe an. Der größte Teil der Gesellschaft ist zu Pferde gesessen, schon um sich nicht den Fährlichkeiten des ungefederten und übel stoßenden Wagens auszusetzen. Man machte Mittag bei Marx in Plüderhausen und übernachtete das erste Mal im Lamm in Schorndorf. Dort hatte die Herrschaft ihr eigenes Haus, während das Personal im Wirtshaus Quartier bekam. Am zweiten Reisetag wurde Mittagessen eingenommen beim Wirt Messer in Cannstatt, während man im Schloß von Ditzingen übernachtete, beim Vater der Frau vom Holtz, Fr. Benjamin von Münchingen. (Das Schloß ist heute im Besitz der Familie Hiller von Gärtlingen.) Der dritte Tag führte zu Mittag in den „Gülden Adler“ zu Weilderstadt, Hans Michael Eblen; am späten Abend, fast bei Nacht, kam man in Teinach an. Die Wege waren damals ganz liederlich. Um den Weg von Renningen nach Weilderstadt zu finden, mußte man einen geländekundigen Renninger mitnehmen; desgleichen von Calw nach Teinach, wo die Straße über den Berg und Zavelstein führte, bergauf schlecht gepflastert, im Wald kaum zu finden.

Von Teinach aus wurde der Haupttroß, bestehend aus dem Vogt, dem Balbierer, 2 Mann und 12 Pferden nach Alfdorf zurückgeschickt, während in Teinach die Herrschaften in drei Zimmern, die Bedienten in zwei Kammern untergebracht waren. Zwei Wagen – und zwei Reitpferde blieben gleichfalls in Teinach zurück. Badwirt war damals Georg Friedrich Keppler, der frühere Kronenwirt in Calw, ein ungewöhnlich tüchtiger Mann. Auf Befehl des hohen Gönners von Teinach, des Herzogs Eberhard Ludwig wurden die beiden Gasthöfe zur Krone und zum Hirsch erweitert und durch einen Gang miteinander verbunden. Keppler hatte 1681 die Krone um 4500 fl. vom Fürstl. Kammergut gekauft; nachdem der Hirschwirt ausgeschieden war, wurde er Eigentümer beider nunmehr vereinigten Herbergen.

Das Leben in Teinach war für die Badegäste in Anbetracht der unvorstellbar einfachen Verhältnisse langweilig; man mußte sich daher so gut als möglich die Zeit vertreiben. Der Herr vom Holtz machte mit anderen Kurgästen, zuweilen auch mit einem „Wälschen“, dem italienischen Weinhändler Marcho Abondio, ein Spielchen, meist um Geld, gelegentlich auch um Pomeranzen. Die Pomeranze war eine herrschaftliche Frucht, von der der Dichter jener Zeit singt:

„Den Bauren taugt ein Hafenkäs,
Die Pommeranzen seind zu räs“.

Der Herr Baron verspielte immerhin 8 fl 60 und gewann nur 9 Pomeranzen dafür; auch die Gnädige Frau beteiligte sich an diesen Spielchen und verlor 2 fl. Sie kramte gerne in den Putzläden, die über die Badesaison

von Peter Luca und Peter Piron¹ in Stuttgart beschickt waren. Dabei kaufte sie ein Paar seidene Strümpfe um 6 fl, 3 elfenbeinerne Kämmen, 1 Pfund Puder, einen Gürtel, 4 Paar geschnürte Handschuhe, grünen Zehbund (grobes Wolltuch) aus Calw, auch zwei Paruquen um 9 fl. Zweimal ließ man den Dr. Cammerer aus Tübingen herbeirufen, der mit der Post auf dem Bock angefahren kam und verschiedene Tränklein und Latwerge verordnete, die die Sigwartsche Apotheke in Calw um rund 8 fl lieferte. Dr. Cammerer erhielt jedesmal 12 fl, sein Postillion 4 fl.

Teinach war damals noch Filialgemeinde von Zavelstein, dem Sitz des Obervogts von Calw, von Buwyinghausen. Daher mußten die Gäule in Zavelstein beschlagen werden; die Pomeranzenschalen wurden vom dortigen Zuckerbecken bezogen. Den Balbier Löblen holte man jeweils aus Calw, der mit der Kutsche kam. Ihm wurden an die 5 fl bezahlt, dem Perückenmacher zum Haarschneiden für Öl 30 Kr.

Die ganze einen Monat währende Badenfahrt war nicht billig. Die schön aufgestellte Rechnung des Schloßvogts betrug insgesamt 366 fl 45 Kr. Das ist angesichts des damaligen Geldwerts eine große Summe. Die Kosten der Hin- und Herreise beliefen sich auf 81 fl, der Aufenthalt im Bad auf 144 fl. Nimmt man dazu 68 fl für Waren, 35 für Postillione und Trinkgelder (Verehrungen), rund 20 zum Spielen, so sieht man, daß das Drum und Dran auffallend viel Geld verschlungen hat. Man mußte eben standesgemäß reisen.

Die Rechnung des Kronenwirts mit 144 fl setzt sich im einzelnen so zusammen:

78 fl für 3 Personen Herrschaft und 2 Bediente,
24 fl für Wohnung (3 Stuben und 2 Kammern),
5 fl Wein aus dem Weinkeller,
38 fl für die Pferde.

Nach Verabreichung der noblen „Verehrungen“ an das Badepersonal, an die Ortsarmen (mit 5½ fl) schickte man sich nach 1 Monat zur Heimreise an. Der Schloßvogt Stutzer kam wieder mit seinen Pferden und Knechten, und am 2. September wurde die Rückreise angetreten. Man nahm einen Teinacher Burschen um 15 Kr. mit, „so mit der Calesch biß auf Calw geloffen und angehebt“. Man mußte also den steilen Berg nach Calw herunter an Stelle der Bremse den Wagen mit der Kraft der Arme anhalten! Wieder ging der Weg über Weilderstadt und Ditzingen; in „Großen Hebbach“ wurde am 2. Tag Mittag gehalten, nochmals in Schorndorf übernachtet, wo man Rindfleisch, Butter, Rüben und Schmalz verzehrte um 43 Kr., bis man am 4. September 1688 wieder in das stille Alfdorf einfuhr. Dort mag sich der Schloßherr manchmal an Teinach zurückerinnern haben, wenn er sich die von Marcho Abondio gekauften italienischen Weine bianci e rossi an Stelle der schwäbischen Sauerlinge munden ließ.

Lange sollte sich freilich Gottfried vom Holtz, Herr auf Alfdorf, Hohenmühlingen, Aichelberg usw. der Ruhe

nicht erfreuen dürfen. Schon nach wenig Wochen drang auch in Alfdorfs ländliche Stille die Kunde, daß die Franzosen unter Mélac in Württemberg eingefallen seien. Sie kamen in schnellem Vormarsch in bedenkliche Nähe von Alfdorf; der Widerstand der „Weiber von Schorndorf“ legte ihnen dann einen kräftigen Riegel vor, bis die aus dem Türkenkrieg heimkehrenden Württ. Kreisregimenter die Franzosen vertrieben.

Auch gesundheitlich war die Badenfahrt nach Teinach nicht von langewährender Wirkung. Schon vier Jahre später, am 17. 4. 1692 starb Herr Gottfried beim Besuch seines Schwagers in Hochaltingen bei Nördlingen. Seine Witwe überlebte ihn um 19 Jahre; sie mußte noch ihrem Sohn Eberhard Friedrich im Jahr 1707 ins Grab sehen und starb zu Schorndorf am 9. 12. 1711. Beide ruhen in Frieden in der Kirche zu Alfdorf.

Ernst Rheinwald

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

VII Ernährung, Körper- und Gesundheitspflege

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, V, VI, XVIII, XIX, XX)

Zubereitung und Darbietung von Speise und Trank mögen sich über weite Räume hin nicht unterscheiden. Im einzelnen aber gibt es eine große Zahl von sehr kennzeichnenden und für die volkstümliche Art auch kleinerer Landstriche aufschlußreichen örtlichen Besonderheiten. Unterschiede bestehen jederzeit zwischen Stadt und Land. Auch wenn die Nahrung stofflich die gleiche ist, schmeckt sie infolge von oft recht geringen Abweichungen in Zubereitung und Darbietung hier und dort anders. Diese sind wichtig für den, der dem volkstümlichen Leben nachspürt.

Im Ablauf des Tages ist die *Ordnung der Mahlzeiten* in Rücksicht auf ihre Zeit und auf die Menge der Nahrung von Bedeutung. Die einzelnen Mahlzeiten werden besonders benannt, wobei die Namen gelegentlich Hinweise auf altüberlieferte zeitliche Festlegung geben (z. B. neuneren). Sie haben ihre bestimmten Stunden, ihre bestimmten Bestandteile, ihre bestimmten Formen (wo und wie werden Speise und Trank dargeboten und eingenommen? rasche Erledigung einer unumgänglichen Notwendigkeit oder Essen mit Bedacht, Sorgfalt, Feierlichkeit? Haupt-, Nebenmahlzeiten). Jahreszeitliche Besonderheiten sind zu beachten, wie natürlich auch die Unterschiede in Nahrung und Mahlzeit zwischen dem Alltag und dem Sonn-, Feier- und Festtag. Gewisse Festtage haben ihr besonderes Essen (welche?); auch an be-

stimmten Tagen der Woche gibt es oft (örtlich verschieden) herkömmlich bestimmte Speisen (z. B. in Stuttgart früher vorwiegend am Samstag „Gaisburger Marsch“), vielleicht auch herkömmlich benützte Eßräume (Küche, Stube, Eßzimmer).

Die *Tischsitten* sind allenthalben in großen und kleinen Zügen verschieden, bald mehr bald weniger feierlich (Sitzordnung, Tischgebet, Vorrechte einzelner – z. B. Anschneiden des Brotlaibs –, Tischgespräch oder Schweigen, Art des Anbietens, des Nötigens, des Annehmens und des Ablehnens, Stellung des Gastes beim Essen, Stellung der Arbeiter auf der Stör, der Hebamme usw.).

Die Beobachtung des *Eßgeschirrs* und -bestecks (gemeinsame Schüssel für alle? nur Löffel?) führt auch zum *Decken* des Tisches und zur Frage der *Reinigung* (Benennung?) und *Aufbewahrung* des Eßgeräts (Besonderheit beim Messer?) und auch des *Trinkgeräts*.

Wichtig ist die Frage, was, wann und wie *getrunken* wird, welche Rolle das Getränke im Zusammenhang mit den Mahlzeiten spielt, ob man eher einzeln oder eher in Gemeinschaft (bestimmte Formen?) trinkt (dazu vgl. XV).

Bei allen Erkundungen dürfen die *Zwischenmahlzeiten* (Benennungen?) nicht übersehen werden.

Auswahl und Zubereitung der Speisen und Getränke ergeben viele Erkenntnisse (vorwiegend Speisen von Fleisch, von Mehl, aus Milcherzeugnissen?). Überall gibt es sogenannte „Nationalgerichte“, auch „Nationalgetränke“ (möglichst genaue Beschreibung der Speise und ihrer Zubereitung). Die Rolle der Kartoffel z. B. wechselt von Gebiet zu Gebiet, ebenso die der Gewürze. Für alle Einzelheiten, auch für Zubereitung, gibt es örtlich oft eng begrenzte volkstümliche Benennungen, die dem Volkskundler wie dem Sprachforscher wichtig sind (z. B. Gogelhopf, fränk. Goloppen, Luckeleskäs, Knollenmilch, Maultaschen, Gschmorgel usw.). Gleiches gilt für das Brot, das Gebäck des Alltags, des Sonntags, des Festtags bzw. der besonderen Gelegenheit (Art, Aussehen – Zeichnung! – Zubereitung, Namen – z. B. Bretzel, Wecken, Mutschel, Kimmichdaod in Reutlingen, Kuchen, Platz, Dünnete, Steckling, Berte; Weinachtsgebäck, Gebildbrote: Springerle, Schnitzbrot, Ausstecherle, Zeltles). Bei der Zubereitung und beim Verzehren sind bisweilen bestimmte Formen zu beobachten. Nicht selten hat ein und dasselbe Wort an verschiedenen Stellen verschiedene Bedeutung (was versteht man z. B. unter „Brötchen, Brötle“?).

Die *Zuckerwaren* spielen im Alltag (Bonbons) und zu bestimmten Jahreszeiten (Ostern, Weihnachten) eine nicht unbedeutende Rolle, auch als Geschenk an Kinder, vom Burschen an das Mädchen. Die Frage nach der Verwendung mancher Nahrungsmittel als *Geschenk* oder Verehrung kann weit über den Kreis der Zuckerwaren ausgedehnt werden (z. B. für die Wöchnerin, für das Brautpaar; das Ei als Geschenk).

Überall findet das Selbstangebaute und Selbstgewonnene (Garten, Feld – vgl. dazu IX, X) Verwendung; ebenso weithin das Wildwachsende (Pilze, Kräuter, Wildgemüse, Beeren – wer sammelt? Beerensammlerliedchen! – Vgl. dazu XXIII, „Opfer“ der Sammler – vgl. dazu XIX). Damit hängt aufs engste die Vorratswirtschaft zusammen, im dörflichen Haus sowohl wie im städtischen (Haustrunk, Kellerobst, Krauteinmachen, Hausschlachtung; Einmachen, d. i. Konservieren von Früchten, Gesälz). Treibt man sie noch, oder hat die moderne fabrikmäßige Vorratswirtschaft sie verdrängt? Achtet man auch auf die sorgsame Verwendung von Überbleibseln und Abfall (Benennung!)? – Einfluß der Technisierung durch die moderne Nahrungsmittelfabrikation, durch die Speisemaschine!

Die Technik verbunden mit den Krisenjahren hat sehr rasche Wandlungen in den Entwicklungen herbeigeführt. Wenn sich auch früher die Alten und die Jungen im Geschmack unterschieden haben werden, so tritt heute das Neue, das Neugebrachte (Evakuierte aus der Stadt, Heimatvertriebene u. a. m.) immer deutlicher dem Herkömmlichen entgegen (z. B. erhöhter Verbrauch von „Schwarzem Tee“ nach den Weltkriegen; Genuß- und Anregungsmittel: Bohnenkaffee, Zigarette, Coca Cola usw.).

Bei der Körper- und Gesundheitspflege ist der Einfluß der modernen Hygiene und ihrer volkstümlichen Auffassung sehr deutlich zu erkennen. Von der Pflege des kleinen Kindes an (Steck-, Wickelkissen, Zapfen, Schlotzer usw.) bis zur Haar- und Barttracht der Frau bzw. des Mannes (vgl. dazu VIII) und bis zur Verwendung von Schönheitsmitteln, bis zur Auffassung vom Baden (auch Sauna), Turnen, Gymnastik, Sport als etwas Erlaubtem, ja Notwendigem (im Gegensatz zu der Ansicht, daß das Sünde und Teufelswerk sei) schreitet das moderne Denken und Handeln vor. Es wäre festzustellen, bis zu welchem Alter die beiden Geschlechter noch am Hergebrachten festhalten (z. B. Körperpflege, Schönheitsmittel) bzw. den modernen Wegen folgen. Die Turn- und Sportvereine, das Freibad mit Familienbad, das Wandern sind auf dem Dorf heute wohl genau so volkstümlich wie in der Stadt. Wie verhält sich die Allgemeinheit dazu? Läßt sich aus den Benennungen etwa noch ablehnender Spott o. ä. erkennen? Es sollte auch beobachtet werden, ob sich die Jungen mit wachsendem Alter von den Gepflogenheiten moderner, städtischer Schönheits- und Gesundheitspflege wieder abwenden und zu welchem Zeitpunkt die Abkehr eintritt, unter welchen Umständen. Was gilt den Jungen, was den Älteren und was den Alten in der Schönheits- und Gesundheitspflege als herkömmlich wichtig, was als übertrieben modern und ablehnenswert und was als angängig bzw. wünschens- und erstrebenswert? (Vgl. dazu auch XVIII, 5).

Auch die Körper- und Gesundheitspflege hat ihre besonderen Sprachformen, ihre Benennungen. Ihre Erfassung im Wechsel der Sach- und Sprechmode ist wichtig.

100 Jahre Staatsbauschule Stuttgart

Eigentlich sind es 105 Jahre, die mit der Feier am 30. u. 31. März feierlich begangen wurden. Das Jubiläumsjahr 1945 war jedoch nicht zum Feiern angetan, so wird das Fest jetzt anläßlich der Einweihung der Aula nachgeholt.

Der Name der Schule hatte immer einen guten Klang. Dafür sorgte schon ihr erster hauptamtlicher Leiter Hofbaudirektor v. Egle, der – von 1848 bis 1893 – 45 Jahre lang die Anstalt leitete. Er war ein Kind seiner Zeit, sein Architekturideal galt der Baugeschichte, der Antike, der Gotik, der Renaissance. Allein wer seinem Schaffen genau nachgeht, ist überrascht, wie wenig formalistisch dieses Schaffen war, verglichen mit andern Bauten dieser Zeit, wie gründlich er in das Wesen, in die konstruktiven Grundlagen der alten Bauten eingedrungen ist. So sind seine Veröffentlichungen in vieler Hinsicht heute noch unübertroffen.

Die weitere Geschichte der Schule und damit der heutige Baumeister des Landes jedoch war hauptsächlich geformt durch seinen dritten Leiter, Oberbaurat Schmohl, der der Schule von 1906 bis 1935 fast 30 Jahre vorgestanden hat. Er hat das Verdienst, engste Verbindung zwischen Schule und Praxis hergestellt zu haben. Er legte die Forderung einer gründlichen handwerklichen Vorpraxis und einer 2jährigen Zwischenpraxis fest, die heute noch wichtige Grundlage der Ausbildung sind. Diese sorgfältige praktische Ausbildung verbunden mit einem Unterricht durch zahlreiche Lehrkräfte, die mitten in der Praxis des Bauberufs stehen, hat der Stuttgarter Staatsbauschule ihren guten Ruf im ganzen Reich und über seine Grenzen hinaus verschafft.

Wie wichtig aber eine gute Ausbildung an Staatsbauschulen ist, wird uns klar, wenn wir feststellen, daß der größte Teil aller Bauten, insbesondere der weitaus größte Teil aller Bauten auf dem Lande, im Bereich der im Ganzen noch wohlgeordneten Landstädte und Dörfer unserer Heimat von früheren Schülern der Staatsbauschule erstellt werden.

Der Krieg, die Zerstörung des alten Schulgebäudes am Stadtgarten hat die Entwicklung der Schule schwer beeinträchtigt. Sie war zunächst in der Filderschule in Degerloch, in Baracken und Wirtschaftslokalen untergekommen, sie hat sich sodann selbst behelfsmäßige Räume in den Ruinen der alten Hofdienerwohnungen geschaffen. Diese Räume waren aber eng, dunkel und zum Zeichnen unbrauchbar, außerdem mußten sie in zwei Schichten benützt werden.

So ist es für die Schule ein großer Schritt des Wiederaufbaus, daß sie seit Herbst wenigstens die Hälfte der hellen Säle in ihrem alten Bau benützen kann und nun ihren großen Hörsaal im Mittelbau einweihen darf.

Zu diesem Fest der Einweihung und des Jubiläums kamen viele Baumeister und Architekten des Landes, Gäste von anderen Bau- und Ingenieurschulen – nicht nur aus Süd-

deutschland, sondern auch vom Rhein und von der Schweiz, um ihre enge Verbundenheit mit der Stuttgarter Schule zum Ausdruck zu bringen.

Der württ.-badische Baumeisterbund ist der Träger dieser engen Verbundenheit aller früheren Bauschüler. Sie ist der wertvolle gemeinsame Boden, auf dem die Baukultur als Gemeinschaftsleistung wachsen kann, die wir so nötig brauchen.

Mit dem Jubiläum verbunden ist eine Ausstellung der Bauindustrie sowie von Arbeiten der jetzigen und früheren Studierenden und der Lehrer der Staatsbauschule. Sie soll ein Bild geben der Bemühungen um Erziehung zu einer ehrlichen, gesunden, auf sorgfältiger Konstruktion gegründeten handwerklichen Baukunst.

Ein staatliches *Festbuch* ist zu der Hundertjahrfeier erschienen, das ein lebendiges Bild gibt von diesem gemeinsamen Bemühen der Leitung und der Lehrerschaft um solche Erziehung. Das Werk hat einen Umfang von 255 Seiten, enthält Geleitworte des Kultministers Dr. Schenkel, des Oberbürgermeisters von Stuttgart Dr. Klett und des Direktors der Staatsbauschule Prof. R. Lempp. Der letztere schreibt: „Die Einheit in unseren Städten zu schaffen, sie in unsern Dörfern zu erhalten, liegt im besonderen in der Hand von Männern der Bauschule. Sie stellen den größten Teil der Landarchitekten.“

Das Buch selbst ist in gewissem Sinn die Illustration zu den obigen allgemeinen Ausführungen. Teil I ist der Geschichte der Schule gewidmet (dabei ist besonders auch unsers Prof. Felix Schuster gedacht), Teil II der Studentenschaft und ihren Beziehungen zu Berufs- und Wirtschaftsverbänden, Teil III den einzelnen Fachgebieten. In diesem wichtigsten Teil kommen die Mitglieder des Lehrkörpers zum Wort, die auf S. 31 im Bild wiedergegeben sind. Die von Direktor Prof. R. Lempp aufgestellten „Richtlinien für die Ausbildung an der Staatsbauschule“ sind in ihrer ausgleichenden und sachlichen Haltung vorbildlich. Den Heimatbund berührt der Abschnitt „Über schlechte und rechte Gestaltung“ von Prof. Dr. S. L. Kuntz näher, der sich zu den „Werkbundformen“ unseres verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Gretsch bekennt. Die Baudenkmalpflege darf in dem Buch nicht fehlen. Prof. Lempp berichtet von Eßlinger Rathaus und Frauenkirche, von Ulmer Münster und Wiederaufbau der Leonhardskirche in Stuttgart u. a. Ein starker Nachdruck liegt mit Recht auf dem Handwerklichen. Darüber schreibt u. a. auch Hannes Mayer. Die übrigen Aufsätze legen Zeugnis vom Geist und der gegangenen Arbeit in der Staatsbauschule ab. Der Schwäb. Heimatbund kann nur seiner Freude und Anerkennung dankbar Ausdruck verleihen, daß die Staatsbauschule wieder ersteht und der Nachwuchs eine so vielseitige Ausbildung erfährt, die das Überkommene ehren und pflegen lehrt und die für das Neue aufgeschlossen ist, ohne die Bindung an die Heimat zu verlieren. Der „Schwäbische Heimatbund“ spricht der Staatsbauschule in alter Verbundenheit seine Glückswünsche zu ihrem hundertjährigen Bestehen aus. Schw.

Ludwig Finckh zum 75. Geburtstag am 21. März 1951

„Man hat noch etwas zu tun auf der Erde“, rief Ludwig Finckh im Herbst des vergangenen Jahres seinen Freunden zu, vom Krankenbett aus, in dem er eben von schwerster Krankheit genas. Man hatte ihn – einen Sterbenden – mit perniziöser Anämie im letzten Stadium ins Krankenhaus getragen; aber die „guten Geister“ seines Lebens, von denen er sich allezeit umgeben wußte, standen ihm „wieder einmal zur Seite“. „Sind auch unsere Tage gezählt, noch ist nicht aller Tage Abend“, bekannte der Genesende, damals im November, und heute sitzt er wieder an seiner Schreibmaschine, arbeitet an seinen Büchern und beantwortet all die zahllosen Briefe, die ihm von nah und fern zuströmen, selbst – wie eh und je.

Diese fast unverwüsthliche Lebenskraft, der nicht zukriegende Wille und Mut zum Leben, zu allem Kampf, den es mit sich bringt – sie haben dem Leben und Schaffen Ludwig Finckhs von den Anfängen an ihre feste Richtung gegeben. Als kleines Kind war er, der am 21. März 1876 als jüngster Sohn des Besitzers der Hirschapotheke zu Reutlingen geboren wurde, – Nachzügler einer stattlichen Geschwisterreihe, ein „zartes Geschöpf“, das sich erst durch „viele und mannigfaltige Anfälligkeiten gesundkämpfen mußte“. Später studierte er Rechtswissenschaft, und als er damit fertig und examensreif war, kämpfte er mit Vater und Mutter um die Freiheit, seiner Berufung zum Dichter, an die er felsenfest glaubte, folgen und leben zu dürfen. Die enttäuschten Eltern und der aus der Reihe tanzende Sohn fanden sich auf mittlerer Linie: der Vater verzichtete auf die Juristenlaufbahn des Sohnes, und der Sohn – vorläufig wenigstens – auf den Beruf des freien Schriftstellers. Er kehrte in die Hörsäle zurück und studierte Medizin.

Als junger Assistenzarzt erprobte er das damals viele Hoffnungen wachrufende ‚Tuberkulin‘ an sich selbst mit dem Erfolg, daß er auf den – Liegestuhl befohlen wurde! Doch diesen vertauschte der Ungeduldige bald mit der Oase Biskra in Nordafrika, von wo er nach einiger Zeit gesund zurückkehrte. – Jahre später stand er, nachdem er sich mit Dorothea Hensell von der Insel Reichenau verheiratet hatte, von der Hochzeitsreise kommend, in Gaienhofen am Bodensee, vor den Ruinen seines kleinen Hauses, das soeben einem Brand zum Opfer gefallen war. „Vor den Steinhaufen des Hauses stehen unversehrt noch zwei Kübel mit Rosenstöcken; hinter ihnen raucht es aus einem Haufen Asche“. Die Bücher und Manuskripte des Mannes, die Aussteuer und Habe der jungen Frau – sie waren dahin! Aber der Lebensmut nicht, und ein Jahr später stand „auf dem alten Platz ein neues Heim“, das für ihn, für seine Frau und für die 5 Kinder, die sie ihm schenkte, eine Heimat statt des Glücks geworden ist – bis heute.

Finckh hat all die Jahrzehnte hindurch viel Leid erleben müssen, mehr Leid als Glück, wenn man mit den üblichen Maßstäben mißt – Anfeindung, Totgeschwiegenwerden, Krankheit, drohende Erblindung, Hunger und Not, aber nichts hat den hellen Glanz seiner frohen, guten Augen trüben können, denn immer tiefer wuchs er in ein Dasein hinein, das aus den reinsten Quellen gespeist wurde, und das ihn von Stufe zu Stufe auf die klare Höhe eines freien, edlen, verstehenden Menschentums führte. Die geliebte Frau, das Glück in der Ehe, die Freude an den Kindern – sie gehörten allezeit zu den stärksten, besten Kräften seines Lebens. In wundervollen Worten hat er oft den Sinn der Ehe, das tiefe Einssein zwischen Mann und Frau gedeutet, so in dem Gedicht: „Die Sonnenblumen“ („Mutter Erde“, 1917), wo es u. a. heißt: „Ein Strom webt zwischen uns /, wie er in gesegneten Stunden aus Gottes Truhe herunterfällt /, auf die Erde, unter zwei arme, selige Menschen /. Du nimmst mich an dein Herz /, und bist Glockenschale /. Klöppel schlägt ans Metall /, und gibt den leisen, alten, tiefen Ton /: Eins“.

Für die Erkenntnis des Wertes und der Würde der Frau, für ihre Ebenbürtigkeit hat Ludwig Finckh als Dichter von seinen frühen Anfängen an geworben. Als neuer „Frauenlob“ hat er in seinem Erstling, dem 1899 erschienenen Gedichtband: „Fraue du“, munter in das Saitenspiel des altdeutschen Minnesangs hineingegriffen und ihm romantisch-schwärmerische, innig-süße, jüngerlich-reine Töne entlockt – „ich will meine Lieder verschenken, austreuen in die silberne Nacht“. Aber selbst die „verschenkten“ Lieder des jungen Finckhs wollte damals niemand haben; niemand hat 1899 auf den neuen Frauenlob gehorcht; von seinem zweiten, 1906 erschienenen Gedichtband: „Rosen“ jedoch wurden rasch hintereinander mehrere Auflagen verkauft (10 000 Exemplare), und schon Otto Julius Bierbaum hat die „Ursprünglichkeit, Echtheit, Innigkeit und Lauterkeit“ dieser Gedichte gelobt.

Noch vor den „Rosen“ war Finckhs erstes Erzählwerk erschienen, der „Roman“: „Der Rosendoktor“ (1905). Er war damals ein kleines Ereignis und – ein großer Erfolg, der dem Buch lange Zeit treublieb; vor kurzem erschien im Gerhard Heß Verlag, Ulm, der sich seit einiger Zeit der Bücher Finckhs in dankenswerter Weise angenommen hat, das 206. – 210. Tausend des „Rosendoktor“, dieses immer noch jugendfrischen, schön zu lesenden Werkes. Der jugendliche Frauenlob von „Fraue du“ hat im „Rosendoktor“ auf höherer Reifestufe und mit Worten, die bis heute nichts von ihrer bewegenden Schönheit und nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben, den Wert und die Würde der Frauen gedeutet und sich leidenschaftlich zu ihnen bekannt.

Der „Rosendoktor“ ist – auch heute noch – dem Freund Hermann Hesse gewidmet, dem sich Ludwig Finckh eng verbunden fühlt, seitdem sie sich in Jünglingstagen zum ersten Mal gefunden haben. Wie und wo, das wird im „Rosendoktor“ eingehend geschildert; und jetzt eben

hat Finckh in der Erzählung: „Verzauberung“ (Gerhard Heß Verlag, Ulm 1950) der Jünglingsfreundschaft zwischen Hermann Hesse und ihm ein neues dichterisches Denkmal gesetzt, das in seiner innigen, duftigen Schönheit wie ein wehmütiger Gruß aus längst vergangenen Tagen zu uns dringt.

Die Begegnung mit Hermann Hesse ist für Ludwig Finckhs endgültigen Entschluß zum schriftstellerischen Beruf entscheidend geworden. Hermann Hesse hat ihn damals nach Gaienhofen „gelockt“, wo Finckh dann seine Heimat gefunden hat; und wenn die Wege der beiden sich äußerlich später auch getrennt haben, so hat ihre Freundschaft, die mit den Jahren aus der Jünglings- zur Männerfreundschaft gewachsen war, doch in allen Belastungsproben standgehalten – bis heute. Daß Finckh nicht als Jurist, nicht als Arzt sein Bestes zu geben hätte, sondern eben als Dichter, das hatte der junge Hesse schon bald nach seiner Begegnung mit ihm geahnt; die Fülle des Finckhschen Lebenswerks hat diese Ahnung aufs schönste bestätigt.

Man hat gesagt, es fehle dem Schaffen Finckhs an Spannweite. O, sie ist vorhanden, wenn man seine Werke nur recht zu lesen versteht, und wenn man sich nur die Mühe macht, in das Gesamtwerk einzudringen. Ohne von der modischen psychologischen Zergliederungssucht befallen zu sein, hat der Dichter doch immer tief in die Abgründe des Menschseins hineingeleuchtet, und dessen Untiefen sind ihm ebenfalls nicht verborgen geblieben. Aber er hat die schwere Düsternis der Probleme aufgehellt und aufgelöst und seine Leser meist nur die hell strahlenden Ergebnisse dieser harten Arbeit schauen lassen, wie es in dem zweiten Teil der Erzählung: „Rapunzel“ heißt, der demnächst unter dem Titel: „Das Sonnenhaus“ mit dem ersten Teil zusammen bei Gerhard Heß erscheinen soll: „Glaubt nur nicht, daß einer, der fröhlich seines Weges daherschreitet, nur das Angenehme und Rosige auf der Welt sehe und dem Dunkeln und Schweren aus dem Weg gegangen sei. Er hat vielleicht durchgelitten wie nur einer, aber er hat es hinter sich gebracht und für sich behalten und niemand davon gesagt, weil er andere nicht damit beschweren wollte“.

Das ist für Ludwig Finckh Bekenntnis und Bilanz zugleich, und da es ihm immer um das ganze Leben und um seinen ganzen, reinen Sinn zu tun war, so ist er mit einem vereinfachenden Etikett nicht zu erfassen. Auch nicht mit dem Etikett: „Heimatlidder“, obwohl er nie die Tatsache verleugnet hat, daß er tief in heimatlicher Erde verwurzelt ist, und daß er mit beiden Füßen fest auf heimatlichem Boden steht. Eine stattliche Reihe von Büchern zeugen davon; und zwar Erzählwerke wie: „Der Rosendoktor“, „Rapunzel“, „Die Reise nach Tripstrill“, „Der Bodenseher“, „Bricklebritt“ und neuerdings das in Kirchheim u. T. spielende „Verzauberung“ – ebenso wie zahlreiche beschreibende Werke, von denen nur ein paar genannt seien: „Der Bodensee“, „Der unbekannte Hegau“, „Kleine Stadt am Bodensee“ usw.

Dann tat Finckh einen festen Griff in die Geschichte

und ließ auf diesem Gebiet dem Kepler-Roman: „Stern und Schicksal“ und dem Robert-Mayer-Roman: „Der göttliche Ruf“ drei Darstellungen folgen, in denen weniger bekannte geschichtliche Gestalten in das deutsche Bewußtsein gehoben wurden; und zwar in: „Ein starkes Leben“ (1936) der 1848 zum Tod verurteilte, nach Amerika geflohene Pfälzer Konrad Krez, in „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier“ (1938) der in Heidenheim/Brenz geborene, später als General Friedrichs des Großen bekannt gewordene Johann Jakob Wunsch, und in: „Herzog und Vogt“ der Oldenburger Christian Daniel von Finckh, der noch im April 1813 in Bremen von den Franzosen erschossen wurde. Es sind „wahre Volksbücher“ deutscher Geschichte, die uns Finckh mit diesen Werken geschenkt hat; Gestaltungen, in denen dichterische Freiheit und geschichtliche Wahrheit zu einer gedeihlichen und zuverlässigen Einheit zusammengewachsen sind.

Es war immer Finckhs Anliegen, den Spuren des eigenen und allgemeinen Lebens nachzugehen. So kam es zu seinen Ahnenbüchern, wie: „Ahnenbüchlein“ (1921), „Der Ahnengarten“ (1923), „Der Ahnenhorst“ (1923), „Heilige Ahnenschaft“ (1926), „Das Vogelnest“ (1928), „Haus- und Ahnenbuch“ (1930), um nur einige zu nennen, und zu seinen auslandsdeutschen Erzählungen wie: „Sudetendeutsche Streife“ und „Der Vogel Rock“.

Mit den vielen Titeln Finckhscher Werke, die hier aufklangen, sind noch lange nicht alle genannt, die er geschaffen hat; aber es ist mit ihnen angedeutet, wie reich und vielfältig sein Schaffen gewesen ist. Und noch immer ist der Dichter rüstig am Werk. Nach dem „Rosen doktor“ sollen im Frühjahr die jetzt also zweiteilige Erzählung: „Rapunzel“ und der Roman: „Stern und Schicksal“ und im Herbst „Der göttliche Ruf“ und „Die Reise nach Tripstrill“ folgen. Wir wünschen dem mutigen Verleger, daß er sein Programm durchführen kann; denn – mögen die Werke Finckhs auch nicht zur sog. „großen“ Literatur gehören, mögen sie manchem altmodisch erscheinen, sie haben uns heute noch Vieles zu sagen; es gehen Kräfte von ihnen aus, die wir nicht entbehren können; alles Edle, Saubere, Anständige hat in ihnen seine Heimstatt; und die Lebensfragen, um die es in ihnen geht, sind heute so zeitgemäß wie eh und je: ja, heute mehr als eh und je hängt für uns alle unendlich viel davon ab, wie wir als Menschen wieder mit uns zurechtkommen. Für dieses Zurechtkommen hat uns Finckh manche gute Hilfe zu geben. Das große Pathos suchen wir in seinen Dichtungen vergebens, aber die schlichten, tröstlichen, habhaften Wahrheiten, an denen wir uns halten und aufrichten können, begegnen uns bei ihm auf Schritt und Tritt. „Es gibt keine Schuld als die Gemeinheit; sie ist die einzige Schuld auf Erden“. „Wir Menschen strahlen aus, was wir empfangen, verwandelt in unserem Herzen, gebrochen wie von einem Prisma. Ein Herz kann edle Strahlen unedel machen und die reinsten giftig, wenn es unsauber ist“. „Mit einem Tropfen Liebe kann man Wunder verrichten“. „Liebe strahlt

aus durch alle Wände ... Kann man die Menschen zur Liebe führen, so ist der Tod besiegt, das Leben besiegt“.

Aus solchen Worten spricht jener „Idealismus eines poetischen Sonntagskinds“, den schon Bierbaum an Finckh gerühmt hat, eines „Sonntagskinds, das die Welt nimmt, wie sie ist, und liebt, wie sie ist, weil es ein inbrünstiges Lebensgefühl besitzt, ein inniges Gefühl des Verbundenseins mit allem Leben und den zugleich tiefen und umfassenden Blick einer unbeirrbaren Liebe“.

Bierbaum hatte recht, und wir können dem Dichter zu seinem 75. Geburtstag nur voll herzlicher Dankbarkeit wünschen, daß ihm Gesundheit und Schaffenskraft noch manches Jahr erhalten bleiben möchten als Krönung eines Lebens, über dem in Kampf und Irrtum, in Leid und Glück das Wort aus „Herzog und Vogt“ steht: „Ein Mensch blieb Sieger“. H. L.

Gegen die Auswüchse der Kinoreklame

Alle behördlichen, nicht fördernden Eingriffe in Sachen der Kunst, also auch des Kinos, haben etwas Leidiges. Staatliche oder städtische Instanzen sind nicht geeignet, ästhetische gegen sittliche Werte abzuschätzen. Da aber einmal der Paragraph 184 des Strafgesetzbuchs existiert und Gesetzesänderungen bei uns selten vorgenommen werden, muß immer wieder und möglicherweise mit Recht mit seiner Anwendung gerechnet werden. So wie die Dinge liegen, ist daher z. B. die Institution der Selbstkontrolle des Films grundsätzlich gut zu heißen. Die Problematik zeigte sich vor einiger Zeit, als einige wesentliche Persönlichkeiten ihren Austritt erklärten. Was daraufhin geschah, wurde nicht bekannt, ist übrigens gleichgültig, denn letzten Endes herrscht auch in diesem Gebiet das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Das Urteil des Publikums wirkt sich aus, obwohl man nicht recht weiß, wie dies vor sich geht. Wer einen Film beurteilen will, muß ihn gesehen haben und war dann schon drin. Er hat seinen Obolus bereits entrichtet. Und wer gibt schon etwas auf das Urteil eines anderen, der schon drin war? Es will doch jeder selbst gesehen haben. Die Filmkritik in der Presse hat aber in der Hauptsache nur berichtenden Charakter, und wenn einmal kritisiert wird, dann meist an einem Stück, das positiv herausgehoben werden soll, bei dem aber dennoch einige Einwände am Platze zu sein scheinen. Die Folge davon ist, daß schlechte Filme im allgemeinen zarter behandelt werden als gute. Verwerfungen durch das Publikum aber werden noch immer nur aus politischen oder moralischen, niemals aus qualitativen Gründen vorgenommen. Es ist rätselhaft, wieso doch so etwas wie eine Qualifikation zustandekommt, denn das Kinopublikum schweigt sich ja im Gegensatz zu demjenigen des Theaters fast immer vollkommen aus. Und wenn es einmal Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung von sich gibt, so geschieht

das meist an erschreckend verkehrten Stellen. Wenn also schließlich doch das Richtige gelobt und das Falsche verworfen werden sollte, so handelt es sich da um einen geheimnisvollen Prozeß, um einen ähnlich geheimnisvollen Prozeß, der sich auch sonst in der Demokratie (übrigens auch in anderen Regierungsformen) abspielt, denn auch hier ist es schleierhaft, wie eine erträgliche Qualität schließlich an die Spitze tritt.

Doch von der Problematik der Urteilsbildung über Filme soll hier nicht die Rede sein, vielmehr von den Auswüchsen der Kinoreklame.

Auf das Problem geriet man vor einiger Zeit in einer der Städt. Kommissionen aus Anlaß der Lichtreklame am Stuttgarter Bahnhofsturm. Einer der Zwischenredner bemerkte, daß es zwar wünschenswert sei, den Turm von Reklame freizuhalten, angesichts der finanziellen Vorteile, welche die Reklame biete, es aber ausgesprochen werden müsse, daß im Grunde für das Auge viel schlimmer als was sich auf dem Gebiete der häufig reizvollen Lichtreklame tue, das sei, was man sich im Gebiete der Kinoreklame, d. h. der gemalten Kinoplakate leiste.

Der Vorsitzende, Professor Wais, griff den Gedanken auf und veranstaltete eine Sitzung, zu der Vertreter der Filmbranche, die Hersteller der Plakate, Vertreter des Jugendamtes, des Gemeinderats, des Kultministeriums und der Akademie zugezogen waren.

Gleich zu Beginn der Sitzung, als die Kinobesitzer versuchten, vom eigentlichen Thema abzulenken, indem sie dem Mißverständnis Vorschub leisteten, als ziele die Kritik auf die gedruckten Plakate ab, die von auswärtigen Stellen verschickt werden und gegen die keinerlei Einwände erhoben wurden, fiel das Wort von der „schweinischen“ Kinoreklame. Dieser etwas drastische Ausdruck hatte einen doppelten Sinn. Er kann bedeuten, daß so ein Plakat den Augen ein (ästhetischer) Greuel sei, er kann aber auch bedeuten, daß das, was man da zu Gesicht bekomme, gegen die guten Sitten, d. h. gegen die Moral verstoße, also aus moralischen Gründen zu verwerfen sei. Gemeint war er rein ästhetisch. Aber es gibt kein Gremium, das sich über ästhetischen Wert oder Unwert einigen würde. Von seiten der Hersteller und Kinobesitzer wurde ins Feld geführt, daß man in anderen Städten gerade die Stuttgarter Plakate bewundere, daß einer der Maler Preisträger von 1935 sei, daß die Vertreter des guten Geschmacks wohl kritisieren, aber die Kinos durch die Reklame Steuern aufbringen. Schließlich erklärten die Herren, daß von ihrer Seite ein Plakat mit Chan-Chan-Tänzerinnen aus moralischen Gründen nicht akzeptiert worden sei, daß man also ganz im gewünschten Sinne vorgehe. Da dieses Plakat von dem Vertreter der ästhetischen Kritik nicht beanstandet werde, sei ersichtlich, daß in Wahrheit sie auf dem richtigen Wege seien. Das Unvermeidliche war geschehen: man hatte die Frage auf ein falsches Gleis geschoben, und es entspann sich nun eine Debatte darüber, wie die Jugend vor sie gefährdenden Plakaten zu schützen sei, wobei die Vertreter

des Films es voll Entrüstung von sich wiesen, daß sie geradezu an die Lüsternheit appellieren und darauf ausgehen, durch Laszives anzuziehen. Schließlich einigte man sich darauf, daß das Jugendamt und der Geschäftsführer des Landesjugendrings gebeten wurden, jeweils mit den Kinobesitzern zusammen die moralische Qualifizierung der Filmplakate zu überwachen. Außerdem wurde das Baurechtsamt beauftragt, mit den Vertretern des Films die Wirkung der Reklame im Straßenbild zu besprechen. Ein Vertreter der Stadt Stuttgart, der freilich nicht verschwie, daß er sich bei den Kinoplakaten an etwas eklig Schleimiges erinnert fühle, bedauerte, daß von den Vertretern der Ästhetik eigentlich nicht klar zum Ausdruck gebracht worden sei, was man bemängeln. Indessen konnte auch von der Gegenseite nicht widerlegt werden, daß die gemalte Kinoreklame jeweils schlechter sei selbst als der schlechteste Film und daß es rätselhaft bleibe, wieso man durch Minderwertiges zu höchst gepriesenen Filmen verlocken wolle. Das heiße doch, die Geringschätzung der Kinobesucher allzu deutlich werden zu lassen. Die Berechtigung des Hinweises, daß es in anderen Städten zwar auch schlimm, aber im Widerspruch zu der Stuttgart gegenüber üblichen, ihm so ungemein schädlichen Schmeichelei immer noch um einen Grad besser sei als in Stuttgart und daß man in München neuerdings zu einwandfreien Schriftplakaten zurückkehre, wurde teils bestritten, teils verworfen. Der Vorschlag, doch überhaupt auf Reklame der kritisierten Art zu verzichten oder im Format durchgehend auf ein bescheidenes Maß zurückzugehen, da das Publikum ja sowieso in das Kino ströme, wurde abgelehnt. Außerdem wurde festgestellt, daß unmöglich daran zu denken sei, die Plakate durch Künstler malen zu lassen, da die Herstellung, wie auch der Vertreter der Akademie bestätigte, zu lange dauere und viel zu teuer sei.

Immer wieder wurde darauf hingewiesen, daß man unmöglich in Stuttgart Neuerungen einführen könne gegenüber einem internationalen Gebrauch, der sich durchgesetzt habe. Der Gedanke, einmal ausnahmsweise in Stuttgart etwas besser zu machen als anderswo oder mit einer Besserung den Anfang zu machen, schien völlig untragbar.

So wird es also weiterhin an der Öffentlichkeit und dem Publikum selbst liegen, ob die abscheulichen Plakate, für die der Ausdruck „schweinisch“ durchaus am Platze ist, denen jeder ohnmächtig ausgeliefert ist, der die Straße passiert und denen man sich also nicht durch Abdrehen wie beim Radio entziehen kann, verschwinden oder besser werden.

Der Grund aber, warum an dieser Stelle auf die Sache zurückgekommen wurde, ist der folgende. Über die im öffentlichen Interesse anberaumte Sitzung wurde kein Protokoll ausgegeben. Es kam auch, abgesehen von einer kurzen Notiz im Amtsblatt, das bekanntlich wenig gelesen wird, kein Bericht in der Presse. Wie aber wollen wir uns Demokraten nennen und in der Demokratie weiterkommen, wenn zwar, was in diesem Fall richtig

war, geeignete Persönlichkeiten und Instanzen zusammengerufen werden, um zu einer öffentlich interessierenden Frage Stellung zu nehmen, es dann aber für unnötig gehalten wird, die Öffentlichkeit an geeigneter Stelle über die Sitzung und ihr Ergebnis zu orientieren. Wozu die Geheimniskrämerei, wo doch das volle Rampenlicht der Öffentlichkeit allein zu einer Besserung führen könnte? Es scheint dies ein Beispiel dafür, daß wir noch immer nicht begriffen haben, welche Chancen die Verfassung bietet und was man unter einer funktionierenden Demokratie zu verstehen hat. *Musper*

Der Volkskunde-Kongreß in Jugenheim

Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde, dem auch der Schwäbische Heimatbund angehört, veranstaltete in der Woche nach Ostern in Jugenheim an der Bergstraße einen mit dem 7. Deutschen Volkskundetag verbundenen „Allgemeinen volkskundlichen Kongreß“. Dieser unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten stehende wissenschaftliche Kongreß war der erste seiner Art nach dem Kriege und in Hinblick auf Umfang, Charakter und Wiederhall der erste in Deutschland überhaupt. Fast 40 Jahre lang hatte der Altmeister der deutschen Volkskunde, Prof. John Meier-Freiburg i. Br., den Vorsitz des Verbandes inne, welcher über hundert volkskundliche Vereine und Institutionen aller deutschsprachigen Länder umfaßt. Von der im Verlauf des Kongresses abgehaltenen Abgeordnetenversammlung wurde der seit dem 1. Januar 1951 amtierende neue Verbandsvorsitzende, Hauptkonservator Dr. Helmut Dölker-Stuttgart, einstimmig in seinem Amt bestätigt, ebenso einstimmig wurde Prof. Meier zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Unter den rund 250 Teilnehmern befanden sich zahlreiche Vertreter aus Österreich, der Schweiz und den Niederlanden.

Als Gesamtergebnis des Kongresses ist zu verzeichnen, daß die Volkskunde über einstige Ideologien und über die Verengung auf antiquarische Liebhaberei weit hinausgewachsen ist zu einer selbständigen Wissenschaft im Kreise der Geisteswissenschaften. Dies kam besonders zum Ausdruck in dem grundlegenden Eröffnungsvortrag über „Die Stellung der Volkskunde im Kreise der Geisteswissenschaften“ von Prof. Wiora-Freiburg i. Br., der die unbestreitbare Eigenständigkeit der Volkskunde herausstellte und ihre Verantwortung gegenüber den soziologischen und sozialpolitischen Fragen der Gegenwart als ethische Forderung in überzeugender Weise unterstrich. Prof. Meuli-Basel brachte in seinem Vortrag „Über einige alte Rechtsbräuche“ einen höchst aufschlußreichen Beitrag zur vergleichenden Volkskunde, Prof. Peuckert-Göttingen behandelte die seelisch-weltanschauliche Lage des heutigen Volkes. Mit herzlichem Beifall wurden die Ausführungen von Prof. Geramb-Graz über den großen Volkskundler und Sozialpolitiker Wilhelm Heinrich Riehl aufgenommen. Die Vorträge von Baurat Dr. Winter-

Heppenheim über den südhessischen Raum, von Prof. Schier-Marburg über die Slowakei, von E. Hubatschek-Innsbruck über die Tiroler Bergbauern und von Prof. Wolfram-Salzburg über Südtirol gaben anhand von reichem und instruktivem Bildmaterial Einblick in die in erstaunlichem Maße lebendige Volksüberlieferung verschiedener Landschaften.

In den Sitzungen der nach Fachzweigen aufgeteilten Sektionen brachten über sechzig Referate ein umfassendes und vielfarbiges Bild der verschiedenen Arbeitsgebiete und Fragestellungen der Volkskunde. Einen hervorragenden Platz nahm dabei das unter Leitung von Prof. Hanika-München stehende neue Arbeitsfeld einer Volkskunde der Heimatvertriebenen ein. Mehrere Referate in den Sektionen wurden von württembergischen Volkskndlern gehalten. So sprach der Vorsitzende Dr. Dölker selbst zum Thema „Flurnamen und Karte“, Prof. Hugo Moser-Tübingen über „Ortsübernamen als volkskundliche Erscheinung“, Prof. Otto Huth-Tübingen über „Religionsgeschichtliche Bedeutung des Aschenputtelmärchens“. Dr. E. Kost-Schwäb. Hall behandelte die Sage vom Jäger und der verfolgten Hinde als mythischen Urstoff, Dr. Hornberger-Tübingen brachte Beiträge zu einer Volkskunde des Schäfers, Dr. Narr-Talheim/Hall befaßte sich mit den Fragestellungen und Aufgaben einer besonderen religiösen Volkskunde und Dr. Röhrich-Mainz-Tübingen sprach über „Märchen und Psychiatrie“.

Eine von Baurat Dr. Winter-Heppenheim aus eigenem, erstaunlich reichhaltigem Material aufgebaute Ausstellung zeigte den Reichtum und die Fülle des Odenwälder Volkslebens. Unter seiner Leitung und der von Studienrat Dr. von der Au-Eberstadt führte eine volkskundliche Tagfahrt die Kongreßteilnehmer von der Lorsche Torhalle über Hirschhorn am Neckar bis tief in den Odenwald hinein.

Dem Kongreß angegliedert war eine Sondertagung über organisatorische Fragen der Sammlung von Volksliedern und Volkstänzen unter Leitung von Prof. Wiora.

F. H. Schmidt-Ebhausen

's Ka'tebritt¹

Guck ao nom uf 's Ka'tebritt!
Do hot's alles, wa de witt:
Schüßle, Teller, Becher, Kanne
Ond für d'Küechle graoße Wanne,
Älles blank, mit Sprüch verziert.
Wie do d'Ahne mit prachtiert!
's ischt mit Katzewedel g'riebe,
Ond koa Mäßle hange bliebe.
Keit oas na, isch doch it he';
's hebt oan aus, Narr, 's ischt vo Ze'!

Karl Hötzer

¹= Kannenbrett. Brett zum Aufstellen des Zinngeschirrs, das von der Wohlhabenheit des Hauses zeugt.

Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands, 2. vermehrte Auflage (Ferd. Rau, Ohringen, DM 36.-). Das Buch erscheint in neuer Bearbeitung 20 Jahre nach der ersten Auflage, nachdem es über 10 Jahre vergriffen war und sehnlichst erwartet wurde. Man spürt auf jeder Seite, daß G. Wagner seinen Blick erweitert, seine Kenntnisse vertieft und die Gestaltung des riesigen Stoffs wesentlich vervollkommen hat. Wie bisher behandelt der I. Teil die geologischen Kräfte und ihre Arbeit, der II. Teil den Ablauf der Erdgeschichte. 200 ganzseitige Tafeln mit 419 Bildern vorwiegend nach Naturaufnahmen bilden den Schluß des Werkes, das in klarer, guter und deutscher Sprache geschrieben und für weiteste Kreise verständlich ist. Wie in keinem anderen Lehrbuch ist der Text durch Blockdiagramme, Karten, Zeichnungen und Photos ergänzt und anschaulich gemacht. Man schaut und begreift, man erlebt förmlich die Geschichte der Erde und des Lebens. Wagner bleibt nie an Einzelheiten hängen, sondern stellt alles in größere Zusammenhänge und gibt ein naturwissenschaftliches Weltbild umfassender Art.

Ernst Stuhlinger, Die Schwäbische Alb (Franckh Stuttgart 1950; DM 5,60). Eine Schilderung der Schwäb. Alb, entsprechend der fortschreitenden Forschung in gemeinverständlicher Darstellung fehlte seit der Zeit von Pfarrer Engel. Das vorliegende Buch sucht diese Lücke auszufüllen und die Alb in den größeren Zusammenhang der „Entstehungs- und Lebensgeschichte“, wie der Untertitel lautet, hineinzustellen. Unter der Hand ist daraus ein kleines Lehrbuch der Geschichte der Erde, des Lebens, des vorgeschichtlichen und geschichtlichen Menschen unter besonderer Berücksichtigung der Schwäbischen Alb geworden; ein Buch, wie es vor allem die Lehrerwelt für den Unterricht braucht. Die anschauliche, gemeinverständliche Sprache und das pädagogische Geschick des Verfassers verdienen alle Anerkennung. Demgegenüber sind einige Unrichtigkeiten, die in fachlich-wissenschaftlicher Hinsicht, namentlich in dem erdgeschichtlichen Teil, unterlaufen sind, belanglos.

K. Müller, Der Feldberg im Schwarzwald (L. Bielefelds Verlag Freiburg i. Br., 1948, DM 17,50). Wer sich näher mit dem Feldberggebiet befassen will, sei es als Geograph, als Geologe, als Hydrologe, als Botaniker, als Forstmann oder als Wanderer und Naturfreund, der wird von dem Buch reiche Anregungen erhalten und das Wesen des Bergmassives, auch nach der Seite menschlicher Einflüsse auf das Landschaftsbild, tiefer verstehen lernen. Der Herausgeber behandelt die Vegetationsverhältnisse mit den Methoden der heutigen Pflanzensoziologie und die Geschichte des Gebiets auf Grund alter Urkunden. Der schon 1065 bezeugte Name „Velperch“ besagt, daß schon damals auf den Höhen Weidefelder bestanden haben. Die Kahlheit des Feldbergmassives ist jedenfalls keine natürliche, sondern durch die Beweidung bedingt, die vom Kloster St. Blasien ausging. Die klimatische Waldgrenze scheint noch nicht ganz erreicht zu sein. Die schädliche Wirkung der Stürme und der Frosttrocknis wurde durch die Entwaldung erheblich gesteigert. Die Weiden sind längst versauert, nährstoffarm und entartet (Borstengras und Roter Schwingel). Heinrich Ries behandelt mit großer Sachkunde die „Weiden

und die Weidewirtschaft“. Die Wälder des Feldbergmassives, die Hermann Stoll bearbeitet, sind vielfach noch sehr naturnah, da sie meist durch Naturverjüngung erneuert wurden. Die Oberflächenformen und die Besiedlung behandelt H. Liehl, die geologischen Verhältnisse L. Erb, die Hydrographie W. Wundt, das Klima F. Roßmann, als weitere Spezialisten: Dr. Herzog (Moose), Dr. Lettau (Flechten). Die Tierwelt kommt zu kurz. Das umfangreiche Werk ist reich mit Bildern versehen. Die z. T. hervorragenden Photos, meist von K. Müller, sind allerdings nicht so gut wiedergegeben, wie sie es verdienen. – Der Feldberg ist Naturschutzgebiet, aber durch Unterkunfts- und Hotelbauten, sowie durch den Massenverkehr schwer gefährdet. Wer den Feldberg vor 40 Jahren gekannt hat, dem gehen die Augen über angesichts der seitherigen Veränderungen. Dieses gewaltige Bergmassiv gehört dem deutschen Volk, das eben jetzt zum praktischen Naturschutz erzogen werden muß.

J. Rödle, Heimisches Wild (Selbstverlag des Verfassers: [13 b] Kirchhaslach über Babenhausen, Bayer. Schwaben, DM 45.-). Der bekannte Tierphotograph J. Rödle hat eine Bildermappe über das heimische Wild herausgegeben, die 25 Tafeln, Bildgröße 23 × 30 cm, Blattgröße 38 × 46 cm enthält. Es handelt sich um eine vortreffliche Wiedergabe eigener Aufnahmen auf Kunstdruckpapier, denen Rödle selbstverfaßte Erläuterungen in einer besonderen Beilage anschließt, die ebenso wie seine Aufnahmen einen feinsinnigen Beobachter von tiefer Naturliebe bekunden.

Württemberg, Buch der Wirtschaft. Herausgegeben von der Industrie- und Handelskammer in Nord- und Süd-Württemberg. Dieses prachtvoll ausgestattete, reich bebilderte, tadellos gedruckte, inhaltlich wertvolle Buch ist vom Bundespräsidenten, von den beiden Ministerpräsidenten, vom Wirtschaftsminister in Württemberg-Baden und vom Oberbürgermeister in Stuttgart mit schönen Worten eingeleitet, mit einer Ehrentafel großer Schwaben – nicht bloß aus Industrie und Handel – eröffnet, mit Nachbildungen von Briefen und mit weisen Worten großer Schwaben versehen, durchschossen oder „gespickt“ und dann mit dem nötigen Text über die einzelnen Zweige der Industrie und des Handels ausgestattet. Das alles ist recht eindrucksvoll und aufschlußreich. Als Urheber und Gestalter des Werkes ist E. F. Werner-Rades angegeben, der das Buch mit einem Artikel beschließt: „Mit dem Pegasus zum Wirt am Berg“. Die Idee des ganzen Buches: Wirtschaft und Handel aus dem Reich des „schwäbischen Geistes“ herzuleiten, liegt diesem Aufsatz zugrunde. Diese Idee ist nicht neu und schon besser begründet worden. Werner-Rades hätte gut daran getan, seinen Artikel einem Kenner unserer Dinge und Menschen vorzulegen. Wer ist der „Wirt am Berg“? Werden wir vom Geist zur Arbeit und Wirtschaft geführt oder bloß zum „Vierteile“? Man stolpert über folgende unglaublichen Sätze: Man hat „in Nebel-, Tropf- und Tufsteinhöhlen auf der Alb versteinerte Muscheltiere ausgegraben, Zeugen ehemaligen Meereshodens“ (!!) ... „und vom Donautal (!) her grüßt auf vulkanischem Bergkegel die Zollernburg und nahe Kirchheim unter der Teck die wuchtige Ruine des Hohenneuffen“ (dabei ist in Nürtingen der Sitz einer Industrie- und Handelskammer!). Auch sonst ist der schwulstig geschriebene, krampfhaft geistreichende Aufsatz voller Seltsamkeiten („wir haben einen Wielandstein und ein Wielandmuseum“) und Irrtümer. Nun geht also das schöne Werk mit diesem Unsinn in die Welt. Wer ist dabei eigentlich blamiert?

Hans Schwenkel

Hans Schwenkel 65 Jahre

Der getreue Eckart des Naturschutzes und der Landschaftspflege, Professor Dr. Hans Schwenkel, durfte am 3. März seinen 65. Geburtstag feiern. Was er für Schutz und Pflege seiner und unserer schwäbischen Heimat in langen Jahren aufopfernder Arbeit geleistet hat und heute noch in rastlosem Wirken leistet, ist den Lesern unserer Zeitschrift zu bekannt, als daß hier viele Worte gemacht werden müßten. Sein Schaffen hat weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus Anerkennung gefunden und beispielhaft gewirkt. Das kommt in einem warmherzigen Glückwunsch, den Dr. Hans Klose, der Direktor der Zentralstelle (früher Reichsstelle) für Naturschutz, an seinen alten Mitkämpfer gerichtet hat, in menschlich so schöner und sachlich so zutreffender Weise zum Ausdruck, daß es nicht besser gesagt werden kann. Hans Schwenkel möge mir verzeihen, wenn ich aus diesem persönlichen und nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Brief einige Sätze wiedergebe:

„Nun bist Du über die Schwelle der berüchtigten ‚Altersgrenze‘ getreten, und es hängt von der Weisheit der hohen Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, ab, ob Du weiter dirigieren darfst oder fortan à la suite des Naturschutzes, *procul negotiis*, nach eigenen Gesetzen wirken wirst. Sei dem wie ihm wolle ... Es bleibt Vieles, auf das Du mit voller Genugtuung zurückblicken und wofür Du dankbar sein kannst. Und das haben mit Dir sehr viele Freunde und Verehrer getan, nicht allein in Eurem Lande, sondern ‚soweit die deutsche Zunge reicht‘. Wie reich und fruchtbringend auf so manchen Gebieten war Dein Wirken, wie unendlich viel hast Du mit freigeübter Hand verschenken dürfen an die Heimat und ihre Menschen aus Deinem reichen, umfassenden Wissen und Können und, last not least, aus Deinem tiefen Gemüt. Ich bin stolz darauf, daß ich mich zum Dolmetsch der deutschen Naturschützer und Landschaftspfleger machen kann, um deren Dank und Bewunderung an Deinem Ehrentage Dir zu Füßen zu legen und Dir aus tiefstem Herzen die Worte *Glück und Segen ad multos annos* zuzurufen! ... Außer Dir selbst übersieht kaum ein anderer so gut wie ich die Geschichte des deutschen Naturschutzes, in dem Dein Name mit goldenem Griffel eingegraben ist. Da Du hier der beste ‚Mitwisser‘ bist, brauche ich keine Einzelheiten aufzuzählen – genug, an die Denkmale zu denken, die Du Dir allein literarisch gesetzt hast, und die man zum klassischen Schrifttum unserer schönen und guten Sache rechnen wird, so lange es einen Naturschutz, eine Landschaftspflege bei uns geben wird; genug, sich den durch die Wucht jedes einzelnen Satzes mitreißenden Redner vorzustellen – um Dich als den stärksten Eckstein in der Bewegung zu erkennen ... Kerzengerade bist Du

Deinen Weg geschritten nach dem Worte ‚der wackre Schwabe forcht sich nit‘! – So wurdest Du uns allen Führer und Vorbild, zu dem wir gläubig und dankbar aufschauen. Und – unter uns – ist es nicht ein Jammer, daß Du nicht 10 Jahre jünger bist? Wer anders, als Du, hätte in die Bresche springen müssen, nun der alte Klose sich aufs Altenteil setzen wird und noch niemand weiß, wer ihm folgen wird!“

Wir vom Schwäbischen Heimatbund und von der Schriftleitung der Zeitschrift *Schwäbische Heimat* schätzen uns glücklich, daß wir Hans Schwenkel in besonderem Maße zu den Unsrigen zählen dürfen – seit 1923 war er im Vorstand des Bundes für Heimatschutz tätig, und der Wiederaufbau des Schwäbischen Heimatbundes nach dem Zusammenbruch ist im wesentlichen sein Werk; welch regen Anteil er an unserer Zeitschrift hat, zeigt die Tatsache, daß bisher kein Heft ohne größere oder kleinere Beiträge aus seiner Feder erschienen ist. Wir möchten dem mutigen Vorkämpfer für Schönheit, Sauberkeit und Ordnung in Natur und Landschaft zu seinem Ehrentag für alle treue Mitarbeit aufrichtig danken und wir wünschen von Herzen, daß wir uns seiner tatkräftigen Hilfe und seines sachkundigen Rates noch viele gute Jahre erfreuen dürfen zu Nutz und Frommen der schwäbischen, der deutschen Heimat. O. R.

Vorträge des Heimatbundes in Stuttgart

Die Veranstaltungen des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart begannen dieses Jahr mit einem Vortrag, der sinngemäß in der Mitte stand zwischen den Barockorgelfahrten des vergangenen Sommers und der Barock- und Orgelwoche vom 30. Juli bis 4. August d. Js. Am 15. Januar sprach Dr. W. Supper im gutbesetzten Saal des Landesgewerbemuseums über: „Eine Reise in's oberschwäbische Barock- und Orgelland“. Dabei wurden neue Klängaufnahmen von Weingarten, Ottobeuren, Rot und Ochsenhausen zu Gehör gebracht.

Am 12. Februar hielt Dr. Walzer einen Lichtbildervortrag, in dem er vor unseren Mitgliedern und Gästen darlegte, wie der Lebensbaum eine uralte Vorstellung ist, die die Halbkugel des Baumes der Himmelshalbkugel gleichsetzt. Daher auch die Antwort, welche die heidnische religiöse Volkskunst auf die Frage nach der Herkunft und dem Ziel alles Lebens gibt: „Alles Leben kommt aus dem Baum und kehrt dorthin zurück.“ Der Lebensbaum wurde auch in die christliche Kunst übernommen, wobei Christus am Baum oder Maria mit dem Jesuskind auf oder vor einem Baum die alte Vorstellung mit einem neuen Gehalt erfüllte.

Forstmeister a. D. Dr. Otto Feucht sprach am 12. März über „Rund um die Stuttgarter Anlagen. Landschaftschutz und Stadtplanung.“ Der Redner griff weiter aus,

als das angekündigte Thema zunächst vermuten ließ, indem er schilderte, wie lebenswichtig und -notwendig gerade für Stuttgart mit seiner Kessellage die Erhaltung der Waldbestände ringsum ist. Nicht minder wichtig wie der Wald sind die Grünflächen und Fluren der Stadt, in erster Linie die Anlagen. Schon viel zu viel ist von den Anlagen abgeschnitten worden; aber: bis hierher und nicht weiter! Allen Gelüsten, die es auf die Anlagen oder unseren Wald abgesehen haben, muß mit Entschiedenheit entgegengetreten werden, wenn Stuttgart die so viel gerühmte Großstadt zwischen Wald und Reben bleiben soll.

Studien- und Lehrfahrten der zweiten Jahreshälfte

Die folgenden Fahrten schließen sich zeitlich an die in Heft 1 angeführten Studien- und Lehrfahrten an. Dort sind die Teilnahmebedingungen angegeben.

Sonntag, 1. Juli: Burgen und Schlösser an der Jagst (Morstein – Hornberg – Kirchberg – Tierberg oder „Schloß Schweigen“ – Langenburg mit Krypta Untereggenbach). Führung: Hauptkonservator Dr. Richard Schmidt. Abfahrt: 6.00 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 9.30.

Sonntag, 8. Juli: Tageswanderung Botnang – Solitude – Madental – Eltingen (Mittagessen im Hirsch) – Leonberg; mit Führung durch Herrn Kerler; Rückkunft gegen 20 Uhr. Treffpunkt: Endstelle der Linie 18 in Botnang 8.00 Uhr. Keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 22. Juli: Das Deutschordensgebiet Lauchheim mit Schloß Kapfenburg und Schloß Baldern (Waffenammlung). Abfahrt: 7.00 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 8.50.

Sonntag, 19. August: Rund um das Kalte Feld. Omnibusfahrt ab Schwäb. Gmünd mit Fußwanderung: Schwäb. Gmünd–Hohenrechberg–Schloß Weißenstein–Degenfeld–Kaltes Feld. Führung: Prof. Schwenkel und Dr. Schahl. Abfahrt: ab Stuttgart-Hbf. DZ 7.05 Uhr, Teilnehmergebühr einschl. Bahnfahrt DM 8.10.

Sonntag, 9. September: Dinkelsbühl – Kirchheim i. R. – Nördlingen. Führung: Dr. Koepf. Abfahrt: 6.00 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 10.30.

Sonntag, 16. September: Nachmittagsausflug Eglosheim mit seiner bedeutenden Dorfkirche, Feste Hohenasperg–Tamm mit seiner alten Kirche. Treffpunkt: Bahnhof Ludwigsburg 13.45 Uhr.

Samstag/Sonntag, 22. und 23. September: Hegau und unterer Bodensee, Hohenstoffeln–Hohentwiel–Gaienhofen mit Besuch bei Ludwig Finckh–Bodman–Vogelwarte Radolfzell–Halbinsel Mettnau–Reichenau. Führung: Prof. Schwenkel. Abfahrt: 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr: DM 19.50.

Sonntag, 7. Oktober: Die schöne Dorfkirche, 2. Teil. Frauenkirche Unterriexingen–Großsachsenheim–Peterskirche Bietigheim – Friedhofskirche Mundelsheim – Beihingen–Bittenfeld. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt: 8.00. Teilnehmergebühr: DM 4.50.

Sonntag, 21. Oktober: Weinsberg mit Kernerhaus und Weibertreu. Bahnfahrt ab Stuttgart 6.08 Uhr. Teilnehmergebühr einschl. Bahnfahrt: DM 5.40.

Jahreshauptversammlung in Heilbronn

Die diesjährige Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes findet am 16. und 17. Juni in Heilbronn statt. Sie ist dem Wiederaufbau unserer zerstörten Städte gewidmet und wird am Samstag 15 Uhr im Vortragssaal der Pestalozzischule mit der Mitgliederversammlung eröffnet werden; im Anschluß an den Tätigkeits- und Kassenbericht wird Dr. Ernst Müller-Tübingen „Neues über Hölderlin“ mitteilen; dann folgt ein Referat von Oberbaurat Gerber über den Wiederaufbau von Heilbronn; im Zusammenhang damit wird eine Ausstellung des Stadtplanungs- und Hochbauamtes sowie des Stadtarchivs eröffnet werden.

20 Uhr spricht Landeskonservator Dr. Richard Schmidt über „Grundsätzliches zum Wiederaufbau in Württemberg“ (mit Lichtbildern). Anschließend geselliges Zusammensein.

Für Sonntag vormittag ist eine Führung durch die Stadt vorgesehen, bei der Oberbaurat Gerber Erläuterungen über den Wiederaufbau von Heilbronn geben wird. Treffpunkt 9 Uhr Rathaus.

12 Uhr mittags Abfahrt mit Omnibus nach Oehringen; hier Mittagessen in der Weinwirtschaft Megerle. 14 Uhr Besichtigung von Oehringen; anschließend Weiterfahrt nach Neuenstein mit Besuch von Schloß und Archiv (Führung Archivrat Schumm). Rückfahrt über Neuenstadt und Neckarsulm nach Heilbronn.

Wir laden alle Mitglieder des Bundes, im besonderen alle Architekten, Stadt- und Kreisbaumeister zur Teilnahme an dieser Veranstaltung ein. Anmeldungen erbitten wir an die Geschäftsstelle bis spätestens 5. Juni. Quartier kann besorgt werden; diesbezügliche Wünsche bitten wir bei der Anmeldung mitzuteilen. Ferner bitten wir anzugeben, ob Teilnahme an der Omnibusfahrt am Sonntag gewünscht wird (Preis etwa DM 2.–).

Noch einmal: Außenreklame in der Landschaft

Die Direktion des Bankvereins für Württemberg-Baden macht uns darauf aufmerksam, daß der Bankverein an der auf Seite 33 Heft 1 der Schwäbischen Heimat angebrachten Bahnstreckenreklame nicht beteiligt ist. Die Direktion schreibt wörtlich: „Wir wissen zwar, daß die Commerzbank in den dreißiger Jahren auch in Württemberg eine Bahnstreckenreklame unterhielt, diese ist aber vom Bankverein für Württemberg-Baden trotz der an ihn ergangenen Aufforderung der früher mit der Anbringung der Reklame beauftragten Firma nicht erneuert worden; im Gegenteil, die Firma wurde aufgefordert, die Reklame, soweit sie zum damaligen Zeitpunkt etwa noch vorhanden gewesen sein mag, zu entfernen.“

Wir freuen uns über diese Stellungnahme des Bankvereins aufrichtig und stellen ausdrücklich fest, daß mit der Notiz in dem Aufsatz von Professor Schwenkel nicht der Bankverein für Württemberg-Baden getroffen werden sollte. Die Ausführungen auf Seite 33 geben ja ein langes wörtliches Zitat aus einer Flugschrift von Wilhelm Münker wieder, der seine Beispiele offensichtlich aus seiner westfälischen Heimat genommen hat. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn recht viele Firmen dem guten Beispiel des Bankvereins für Württemberg-Baden folgen und von der aufdringlichen und die Landschaft verschandelnden Außenreklame abrücken würden.